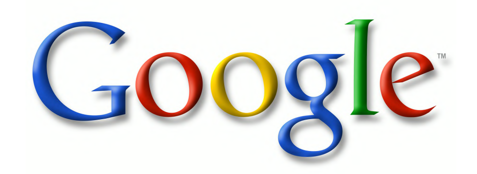


CULTURBILDER
AUS DEM CLASSISCHEN ALTERTUME
II.

DIE SPIELE DER GRIECHEN U. RÖMER

VON
DR. W. RICHTER

LEIPZIG


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



KULTURBILDER

AUS DEM

KLASSISCHEN ALTERTUME.

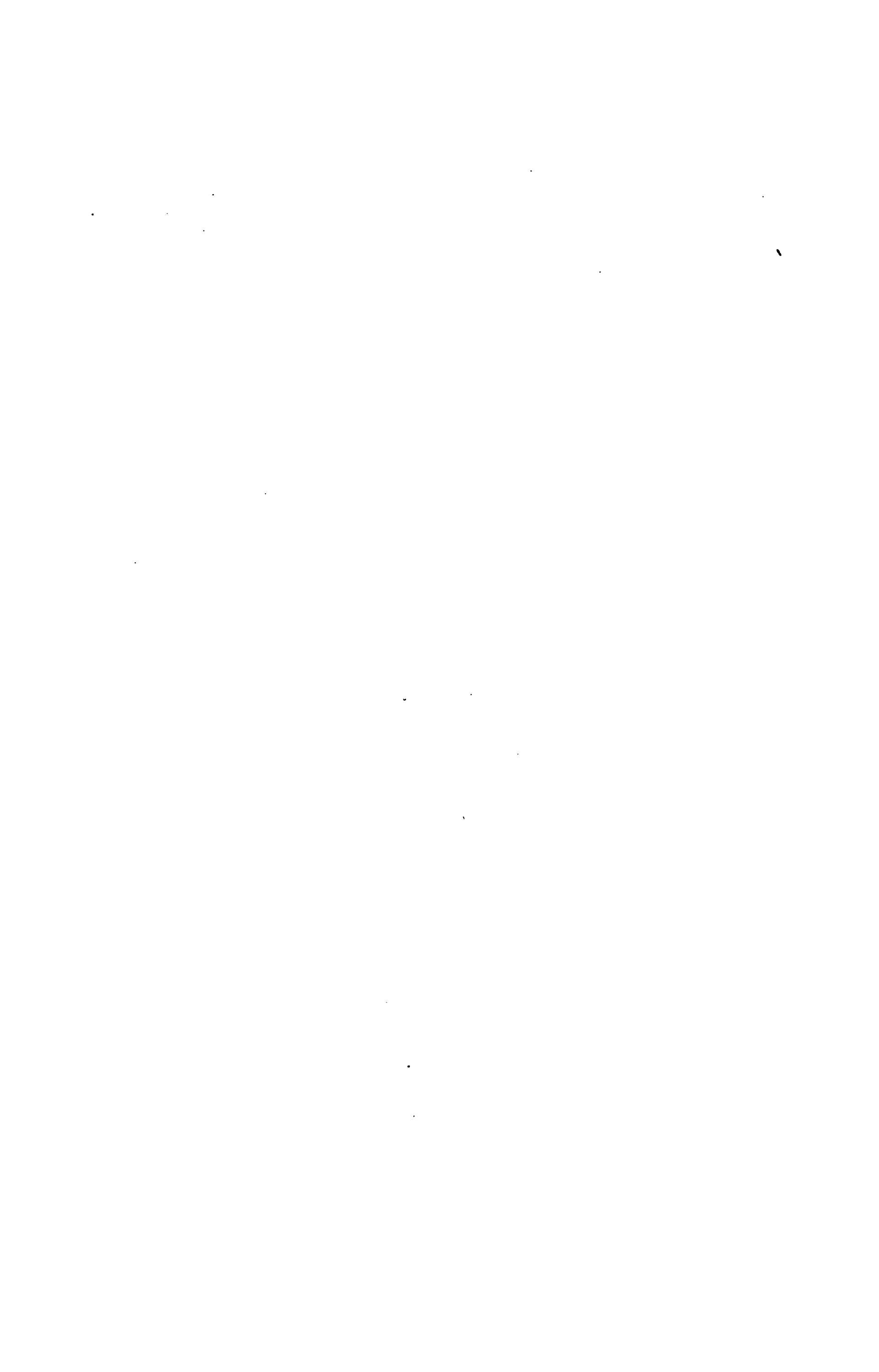
II.

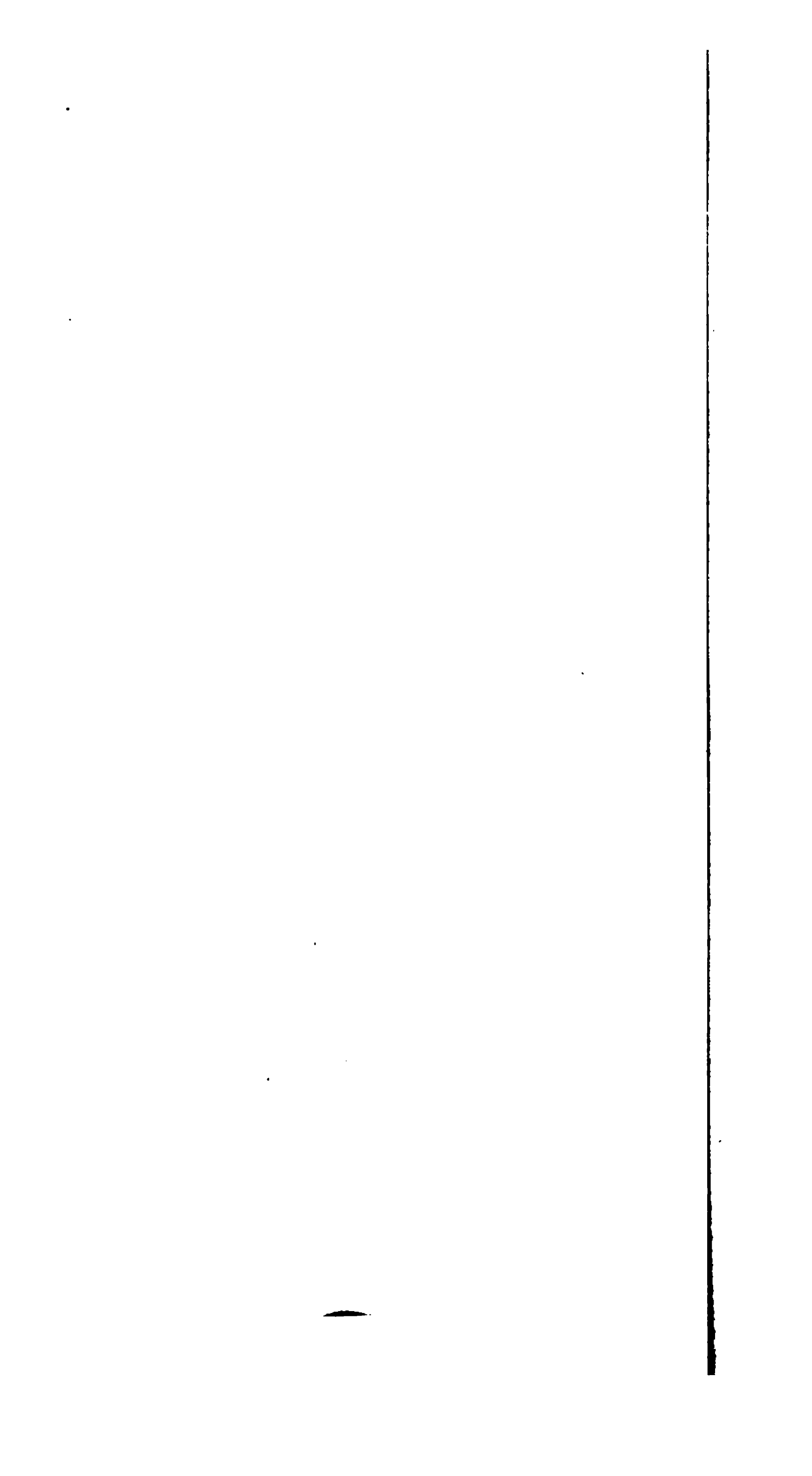
DIE SPIELE DER GRIECHEN UND RÖMER

VON

DR. W. RICHTER.

LEIPZIG.
VERLAG VON E. A. SEEMANN.





DIE SPIELE

DER

GRIECHEN UND RÖMER

VON

DR. W. RICHTER.

MIT ILLUSTRATIONEN.

LEIPZIG.
VERLAG VON E. A. SEEMANN.
1887.

Vorwort.

Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, dafs man die Eigentümlichkeiten eines Volkes in nicht geringem Mafse aus seinem Zeitvertreib und seinen Spielen kennen lernen kann. Freilich sind die Überlieferungen der Alten hierin im ganzen arm, denn die Zeitgenossen pflegen mehr die äufseren Thatsachen, welche Aufsehen erregen, als die täglichen Lebensgewohnheiten zu bezeugen.

Das zerstreute Material ist zu einem einheitlichen, übersichtlichen Bändchen vereinigt. Wir lernen das Spielzeug des Kindes kennen, beobachten die Spiele, an welchen es bald allein, bald in Gesellschaft mit anderen sich ergötzt, wir begleiten die Knaben und Jünglinge zu den Plätzen, in denen sie ihre Kraft und Gewandtheit üben, Jünglinge und Männer auf Feld und Wald, wo sie sich dem Vergnügen der Jagd hingeben. Wir sehen weiterhin denjenigen Spielen zu, welche zur Kurzweil der Männer bei festlichen Gelagen oder bei sonstigem fröhlichen Zusammensein dienen. Auch der Spiele des weiblichen Geschlechtes ist an verschiedenen Stellen Erwähnung gethan.

Vor allem aber sind es die öffentlichen Spiele der Griechen und Römer, die ein um so gröfseres Interesse haben werden, als gerade aus ihnen ein Gegensatz zwischen diesen beiden Kulturvölkern am deutlichsten hervorgeht. Die öffentlichen Spiele der Griechen veranschaulichen uns das nationale Bewufstsein und die patriotische Gesinnung dieses Volkes, die der Römer geben uns den besten Mafsstab für die Grofsartigkeit des alten kaiserlichen Roms und sind in so vielen Beziehungen für die geistigen und sittlichen Zustände der Weltstadt charakteristisch.

Möge dieses neue Bändchen, in welchem auch zwischen dem Text und den sorgfältig ausgewählten Abbildungen die gewünschte innerliche Verbindung besteht, dazu beitragen, der Sammlung immer mehr Freunde zu erwerben.

Hattingen a. d. Ruhr, im Oktober 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die Spiele der Kinder 1
II. Die Turnspiele der Knaben und die gymnischen Agone der Jünglinge 24
III. Sport und Jagd 51
IV. Das Knöchel- und Würfelspiel 71
V. Das Rätsel und andere gesellige Spiele 87
VI. Die Ebene und der Festplatz von Olympia 105
VII. Die olympischen Spiele 121
VIII. Die circensischen Spiele der Römer 152
IX. Fechterspiele und Tierhetzen im Amphitheater. Das Seekampfschauspiel 173
X. Römische Festspiele und ihr Charakter 204



I.

Die Spiele der Kinder.

Mit dem Eintritt in das Dasein verfiel das spartanische Kind der Verfügung des Staates, welcher sich das Recht vorbehielt, die neugeborenen Spartiatenkinder einer Prüfung ihrer körperlichen Beschaffenheit zu unterziehen. Das schwache und gebrechliche wurde am Taygetos ausgesetzt, während das gesunde und fehlerlose von den Eltern auferzogen werden mufste. In Athen hatte mit der Geburt des Kindes der Vater darüber zu entscheiden, ob er dasselbe behalten und erziehen, oder verstofsen und aussetzen wollte. Dem mifsgestalteten und schwächlichen Kinde war von selbst schon sein Geschick entschieden; es galt als ein unglückliches Wahrzeichen, als ein Zeugnis schlimmer Vorbedeutung von dem Zorne der Götter. Aber auch das völlig gesunde Kind fiel nicht selten einem eigennützigen Wunsche der Eltern zum Opfer, selbst die Kinder von begüterten Vätern wurden ausgesetzt. Mochten auch Wohldenkende eine solche Härte entschieden mifsbilligen, geübt wurde sie zu allen

Zeiten, das allgemeine Urteil des Volkes war hierin sehr nachsichtig. Auch die Zwölftafelgesetze der Römer befahlen die Aussetzung der schwächlichen Kinder, die Geschichte belehrt uns aber, dafs man nicht selten diese Erlaubnis auch auf gesunde Kinder ausgedehnt hat. Überhaupt war im Altertume die Macht des Vaters über das neugeborene Kind durch die Gesetze wenig beschränkt.

War die Erklärung des Vaters, dafs er das Kind als Glied der Familie anerkennen wollte, erfolgt, so erschienen Verwandte und Freunde des Hauses, um ihre Glückwünsche abzustatten und Geschenke zu bringen. Das geschah am fünften Tage nach der Geburt. Zum Zeichen der Freude war das Haus festlich geschmückt; über die Thür war ein Kranz aus Ölzweigen oder ein wollenes Band gehängt — der Ölzweig wies auf die einstige bürgerliche Tüchtigkeit des männlichen, die Wolle auf die künftige Arbeitsamkeit des weiblichen Kindes hin —, um den gleichfalls geschmückten Herd wurde das Kind von einer der Frauen mehrmals herumgetragen, woraus sich auch der Name dieses Festes, Amphidromien, erklärt. Ein Festmahl, bei dem der Kohl, Lammbrust und gebratener Tintenfisch als herkömmliche Bestandteile genannt werden, beschlofs dieses Fest, welches im ganzen einen mehr religiösen Charakter trug. Ihm folgte am zehnten Tage das der Namengebung, ein Fest, bei dem man in gleicher Weise je nach den Vermögensverhältnissen der Familie neben den Opfern und Gebeten zum Apollo, der Artemis, den Nymphen, Flufsgottheiten und anderen, die man vor allem als Jugendpfleger verehrte, der Lustbarkeit und dem Schmause sich in der ausgedehntesten Weise hingab. Die Feier selbst galt als ein Beweis vor der Öffentlichkeit, dafs das Kind in der Familie als ehelich geboren und vollbürtig aufgenommen worden war. Bei den Römern aber erhielten die Mädchen am achten,

die Knaben am neunten Tage den Namen; das Fest entsprach im ganzen den Amphidromien der Griechen.

Neben den Geschenken, die das Kind von Vater und Mutter erhielt, brachten die geladenen Gäste kleine goldene Ringe, Halbmonde, Schwerter, silberne Kettchen, Hals- und Brustbänder, Kinderklappern und allerlei Spielwaren, die durch ihren Glanz das Auge des Kindes erfreuen oder auch wie gewisse Kapseln, mit zauberlösenden Samenkörnern gefüllt, als Schutzmittel gegen Zauberer dienen sollten. Wie viele von diesen und anderen kleinen Geschenken und Spielereien nur bei den Griechen gebräuchlich waren, läfst sich schwer erkennen, da die römischen Komiker vielfach griechische und römische Sitte durcheinander geworfen haben. Ungewifs aber erscheint es, ob die jährliche Wiederkehr des Geburtstages bei den Griechen schon in den Zeiten des Perikles oder erst seit der macedonischen Herrschaft gefeiert ist. Desto unzweifelhafter war die schöne Sitte bei den Römern: dort nahm man Gratulationen und Geschenke entgegen, die, wie sich denken läfst, später immer mehr Veranlassung wurden, einander in Kostbarkeiten zu übertreffen. Die römischen Kaiser feierten den Geburtstag mit der gröfsten Freigebigkeit und öffentlicher Lustbarkeit.

Mit der ersten Stunde, in der das Kind das Licht der Welt erblickte, war dasselbe auch nach dem im Altertume allgemein verbreiteten Aberglauben den Schicksalsgöttinnen unterworfen. Wahrsager und Wahrsagerinnen suchten die Kinderstube des Neugeborenen auf und wurden, wenn ihre Deutungen aus den Träumen der Mutter oder aus sonstigen zufälligen Ereignissen glückverheifsend waren, mit reichlichem Lohne entlassen. Nicht weniger war aber das Kind auch den Gefahren ausgesetzt, welche ihm böse Mächte bereiteten; rief ein böswilliger Feind die Hekate oder die Keren an das

Bett des Kindes, so stand ihm der Tod nahe bevor. Daher begreifen wir, dafs die besorgte Mutter, um die unzähligen Gefahren, die auf das ahnungslose Kind lauerten, abzuwehren, alle erdenklichen Mittel ersann, zu denen auch die genannten Zaubermittel gehörten. Den römischen Kindern hängte man die Bulla d. i. eine runde oder herzförmige goldene Kapsel um, in welcher ein Amulett verschlossen war.

Während dieser beständigen Sorgen der ängstlichen Mutter schlummerte das Kind in einem kleinen Bette, einem aus Weiden geflochtenen Korbe, oder Mutter und Wärterin trugen die Kleinen, um sie zu beruhigen und einzuschläfern, schaukelnd und Wiegenlieder*) singend auf den Armen umher. Unter den Funden von Olympia befindet sich ein Hermes, ein beglaubigtes Originalwerk des Praxiteles, eines der gefeiertsten griechischen Künstler. Er trägt das Dionysiosknäblein auf dem Arme, um es der freundlichen Pflege sorgsamer Nymphen zu übergeben. Auf dem Wege dahin sucht er das Knäblein spielend zu unterhalten. Der rechte Unterarm des Gottes ist nicht gefunden, und daher weifs man nicht mit Sicherheit anzugeben, was er in dieser Hand getragen habe. Bekanntlich erscheint aber auf vielen Darstellungen in der Hand dieses Gottes ein Geldbeutel, und man hat mit grofser Wahrscheinlichkeit vermutet, dafs er auch hier den Beutel hochgehalten und die Münzen in demselben habe anein-

---

*) Von den gewifs zahlreichen Wiegenliedern sind keine auf uns gekommen. Als Beispiel dieser Art mögen einige Verse des Theokrit (24. Idyll) angeführt werden. Dort wiegt Alkmene den zehn Monate alten Herakles mit seinem Halbbruder Iphikles auf dem Schilde des Amphitryon und singt:

Schlaft, meine Kindlein! schlaft einen süfsen, erquicklichen Schlummer,
Schlaft, mein Leben! Ihr Brüderchen, treffliche Knaben!
Glücklich schlummert ein und glücklich erwachet am Morgen.

ander klingen lassen, um das im zarten Alter stehende Kind durch dieses Spielzeug zu unterhalten.

Wer kennt nicht die brave Eurykleia, die Pflegerin des kleinen Odysseus? Die Wärterin war die Herrin der griechischen Kinderstube, sie hatte die Fürsorge für die Kleinen, sie nannte ihre Pflegebefohlenen mit den wunderbarsten Kosenamen. Schon die homerischen Gedichte gewähren uns Einsicht in das Leben in der Kinderstube. Wir beobachten im vierten Buche der Iliade eine Mutter, die dem eingeschlummerten Säugling die Fliegen wehrt, an einer anderen Stelle ein Kind, das neben der Mutter herläuft und sie am Gewande zupft, bis sie es auf den Arm nimmt; recht anschaulich schildert der Dichter, wie Hektors Knäblein Astyanax vor des Vaters Helmbusch erschrickt und sich an die Schulter der Amme schmiegt, wie der Vater noch einmal den Helm abnimmt und das Kind den Göttern befiehlt, wie die Mutter durch die Abschiedsthränen hindurch mitlächelt über des Kleinen reizende Scheu. In dem Helden Hektor sehen wir zugleich einen zärtlich liebenden Vater.

Nicht so ausschliefslich wie der griechische Vater liefs der Römer seinen Sohn in der Kammer der gekauften Sklavin auferziehen, sondern am Herzen und auf dem Schofse der Mutter, welche über das Haus wachte und ihren Kindern lebte. Unter den Händen der Mutter und Wärterin blieben Knaben und Mädchen bis zum sechsten Jahre vereint, und die Erziehung beider war nicht getrennt. Früh hörten sie in der Kinderstube aus dem Munde der unermüdlichen Wärterin Märchen und Spukgeschichten, die sprichwörtlich gewordenen Ammenmärchen und Altweibergeschichten, deren wohlthätigen Einflufs man nicht wird leugnen können, vorausgesetzt, dafs dieselben nicht durch Übertreibung der Erzählerin

ein Grauen erregen und das zarte Gemüt und die Phantasie der Kinder auf die Dauer zu zerstören drohen.

Zu diesen gehörten Erzählungen von der Gorgo, dem geflügelten, furchtbaren Wesen mit schrecklichem versteinernden Blick, mit Schlangenhaaren und mit Schlangen gegürtet; ein anderes Schreckbild war die Empusa, ein menschenfressendes Gespenst mit Eselsfüfsen; hierzu kamen ferner die Erzählungen von den Lamien, der Akko und anderen, welche man mit dem gemeinsamen Namen Mormokylen benannte, Wesen, welche Kinder stahlen und aufafsen. Weiteren Stoff zu den Kinder-Erzählungen bildeten die Mythen von den Kraftthaten eines Herakles, der schon als Kind die Schlangen erwürgte, vom Hermes, der kaum geboren die Windeln abwarf und fünfzig Rinder von der Herde stahl, welche Apollo in Pierien weidete, von Phrixos und Helle, welche Nephele auf einem goldvliefsigen Widder entführte, vom Phaeton, der als Sohn des Sonnengottes auf seiner Fahrt die Erde in Brand steckte und schliefslich selbst durch den Blitzstrahl erschlagen wurde, worauf die Schwestern ihn beweinten und in Erlen oder Pappeln verwandelt wurden, und andere wunderbare Erzählungen. Sie alle entzückten mehr oder weniger die Kinder, während ältere Knaben sich schon an den Erzählungen von dem Kriege zwischen Fröschen und Mäusen und allerlei anderen schnurrigen Geschichten ergötzten, zu denen noch eine Anzahl Fabeln traten, welche uns Äsopos aufbewahrt hat. Ein beliebter Anfang solcher Erzählungen war einer, der unserem „es war einmal“ entsprach. Manche solcher Geschichten und Märchen pflanzten sich auch in Liederform fort. Auf den Wänden und Säulen des Hauses sah man Darstellungen der Mythen von Göttern und Heroen.

Es ist natürlich, dafs auch den Kindern allerhand

Spielzeug, und darunter befanden sich oft kostbare Kleinigkeiten, zur Beschäftigung gegeben wurden, und dafs Ammen und Wärterinnen neben der Mutter am kindlichen Spiel sich beteiligten. Wo es an fertigen Spielsachen fehlt, ist zu allen Zeiten und in allen Ländern die Phantasie der Kinder erfinderisch gewesen und hat Figuren aus Wachs oder was sonst zur Hand war, gebildet. Im ganzen gleicht daher Spiel und Beschäftigung der Kinder des Altertums in der Kinderstube dem heutigen, wir lernen denselben Unfug der alten Wärterinnen kennen, und mancher allgemein menschliche Zug wiederholt sich neben einigen charakteristischen in der griechischen und römischen Kinderwelt und wird sich bei jedem Volke wiederholen.

Zu den schon genannten Kinderklappern, als deren Erfinder oder Verbesserer Archytas, jener grofsgriechische Staatsmann, Feldherr, Philosoph und Mathematiker genannt wird, kommen noch thönerne Figuren und Gefäfse mit Steinchen oder Metallstückchen, die gleichfalls zur Kurzweil dienten, und für einen Obolos waren kleine Wägelchen, wie sie unser Vasenbild zeigt, käuflich. In den „Wolken“ des Aristophanes sagt ein Vater zu seinem Sohne:



Fig. 1. Spielender Knabe.

„Einst kauft' ich auch
Dir Kind im sechsten Jahr, ich weifs, du lalltest noch,
Vom ersten Obol, den ich als Richtersold erhielt,
Am Diasienfest ein kleines, schönes Wägelchen.

Pausanias, ein kleinasiatischer Grieche aus der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., welcher auf

seinen Reisen die wichtigen religiösen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte, Tempel, Heiligtümer und Monumente älterer und neuerer Zeit durchforscht hat, erwähnt ein kleines mit Elfenbein verziertes Bett im Heraion, dem Tempel der Hera zu Olympia, als ein Spielzeug des pisäischen Fürstenkindes Hippodameia, der späteren Gemahlin des Pelops. Es war vielleicht das Bett ihrer Puppe, denn den Mädchen fehlte es nicht an solchen Puppen, die ihnen nicht weniger lieb waren als den Mädchen unserer Tage. Sie waren aus Thon geformt und bemalt, mitunter auch von Wachs und beweglich; der Vater mochte sie auf dem Heimwege von der Volksversammlung bei den Händlern gekauft und unter dem Mantel verborgen gehalten haben. Aufserdem gab es an Spielzeug Thonfiguren aller Art: Vögel, Hasen, Schildkröten, Frösche, Affen, Schlangen, Figuren von Soldaten und Feldherren, die man im Altertum in dem Bauche des trojanischen Pferdes barg, wie unsere Kinder Tierfiguren in der Arche Noahs, endlich kleine Kannen und Hausgeräte der verschiedensten Art. Aristophanes sagt von der Erfindungsgabe der griechischen Kinder:

„Nimm unbedenklich ihn in die Lehr': er hat Genie.
Er war noch so ein winzig Knäbchen, da bildet' er
Aus Wachs schon Häuser, schnitzte Schiff' und zimmerte
Aus Leder Wagen; aus Granatenschalen liefs
Er Frösch' entstehen."

Derartige Kinderspielsachen, hauptsächlich Thonpuppen, sind vielfach in Gräbern gefunden, da man es liebte, den gestorbenen Kleinen die Gegenstände mitzugeben, an welchen sie im Leben ihre Freude gehabt hatten. Die Mädchen behielten ihre Puppen bis zur Verheiratung, dann wurden sie der Gottheit geweiht. So heifst es in einem Bruchstück der Sappho: „O Aphrodite, verachte

nicht die purpurnen Schleier meiner Puppe, ich, Sappho weihe dir diese kostbaren Gaben.“

Auch lebende Tiere dienten dem Vergnügen der Kinder; wie noch bei unseren Kindern, so waren Hund, Kaninchen, Gans, Ente, Schwan die Spielgefährten der Kleinen. Man vergnügte sich an den Grimassen des abgerichteten Affen, der bei den Römern besondere Lieblingsnamen erhielt. Selbst mit kleinen Vögeln, die sie an einem um die Füfse geschlungenen Faden festhalten, erscheinen muntere Knaben auf Bildwerken; auch der am Faden fliegende Maikäfer fehlt nicht. Horaz spricht im zweiten Buche

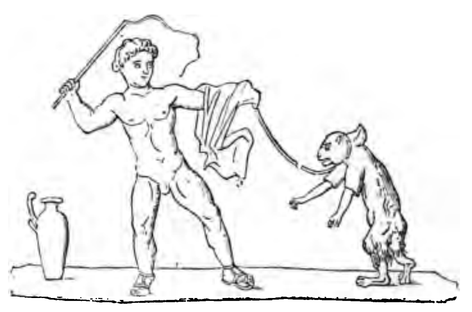


Fig. 2. Knabe und Affe.

seiner Satiren von einer gefangenen Maus, die vor einen kleinen Wagen gespannt wird. Zuletzt sei in dieser Beziehung erwähnt, dafs die Kleinen eine besondere Freude an kampflustigen Wachteln und Hähnen hatten, die sie aufeinander hetzten und Kämpfe aufführen liefsen, welche ganz wie ein Abbild der grofsen Agone behandelt wurden. Verschiedene bildliche Darstellungen illustrieren uns diese Kämpfe. In beiden Scenen, die wir in Fig. 3 u. 4 wiedergeben, ist der Kampf schon entschieden; der besiegte Hahn steht mit geducktem Kopfe da, auch sein Herr ist betrübt, während die siegreiche Gegenpartei stolz dareinschaut und einen Kranz als Siegespreis davonträgt. In anderen

Darstellungen wird die Siegesfreude des Hahnes selbst, wie sie sich in Flügelschlag und Krähen äufsert, natur-

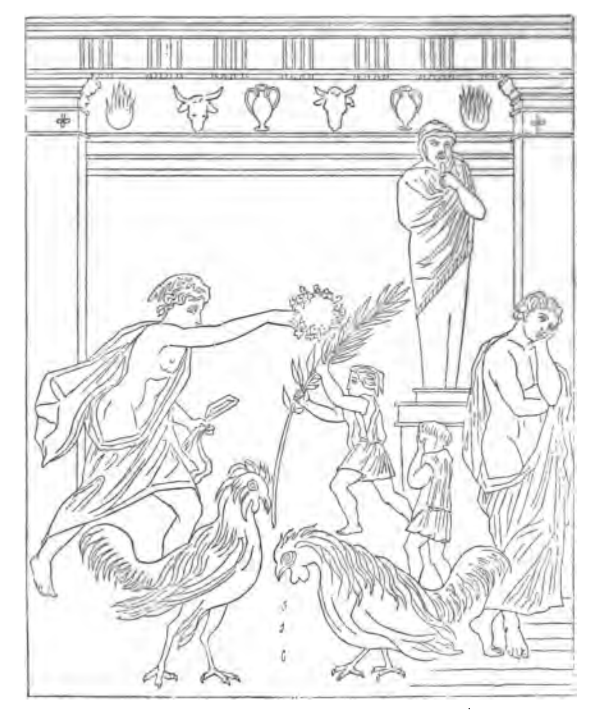


Fig. 3. Hahnenkampf.

getreu vorgeführt. Den besiegten Tieren pflegte man aber laut in die Ohren zu schreien, um das Krähen des



Fig. 4. Hahn als Sieger.

Siegers aus ihrem Gedächtnis zu verwischen. Die Kampfhähne von Tanagra und Rhodus galten für die streitbarsten. Bei den Erwachsenen gaben Hahnen- und Wachtelkämpfe nicht selten auch zu Wetten Veranlassung. Einen tüchtigen Streithahn zu besitzen, galt einem jungen Manne für ein grofses Glück.

Die heranwachsenden Knaben wollen sich auch austummeln. Wer hätte nicht einmal gesehen, dafs ein Kind, wenn es einen Stock erblickt, mit übergeschlagenen Beinen zu reiten und davon zu eilen versucht! Auch die Kinder des Altertums reiten, wie zahlreiche Vasenbilder zeigen, auf langen Rohrstöcken oder Steckenpferden. Plutarch läfst den König Agesilaos unter seinen Kindern auf einem Steckenpferde umherreiten und sich am kindlichen Spiel beteiligen; Valerius Maximus erzählt von Sokrates, er sei eines Tages von Alkibiades unter grofser Heiterkeit in derselben Weise mit seinen Kindern spielend angetroffen.

Zu den Spielsachen der Knaben gehörte ferner ein metallener, mit klirrenden Ringen oder Schellen versehener Reif, der mit einem eisernen Stabe getrieben wurde, ein Spiel, das zumal bei der römischen Jugend aufserordentlich beliebt gewesen zu sein scheint, und die Söhne der Reichen und Vornehmen mochten sowohl in Ausstattung als in gewandter Lenkung des Reifes miteinander wetteifern. Aus dieser Beliebtheit des Reifenspieles erklären sich auch die vielen Kunstdarstellungen desselben auf Vasen und geschnittenen Steinen, die beinahe noch zahlreicher sind als die Erwähnung derselben bei den Schriftstellern.

Fig. 5 auf Seite 12 stellt ein römisches Grabrelief dar, auf welchem Spielgeräte, wie Reifen, Wurfscheibe, Maske, und Lieblingstiere eines Knaben, Wachtel, Kaninchen und Ziegenbock sich finden. Es gab im griechischen

und römischen Altertum den Kreisel, meist von Buchsbaumholz, der mit der Lederpeitsche oder der Hand oder wie es scheint auch schon durch eine sich schnell abwickelnde Schnur in Bewegung gesetzt wurde. Man spielte Kreisel in den Wohnungen wie auf den Gassen. Andere wieder vergnügten sich mit der Strickschaukel, die der heutigen ganz ähnlich beschrieben wird; von ihr



Fig. 5. Spielgeräte.

werden wieder besonders bequeme an vier Stricken hängende Schaukelstühle unterschieden. Abbildung 6 giebt eine Brettschaukel: zwei Frauen, deren eine durch die Haube sich als die ältere zu erkennen giebt, stehen auf den Enden eines in der Mitte auf einem in den Boden befestigten Pfahl oder Klotz aufruhenden Brettes. Wieder andere sprangen über einen Strick oder liefen Stelzen oder übten sich im Bockspringen, einem Spiele

kräftiger und gewandter Knaben, indem sich einer mit niedergebücktem Kopf und auf die Kniee gestemmten Händen hinstellt, und die anderen von hinten angelaufen kommen, ihre Hände auf den Rücken des stillstehenden „Bockes“ setzen und so über diesen hinwegspringen.

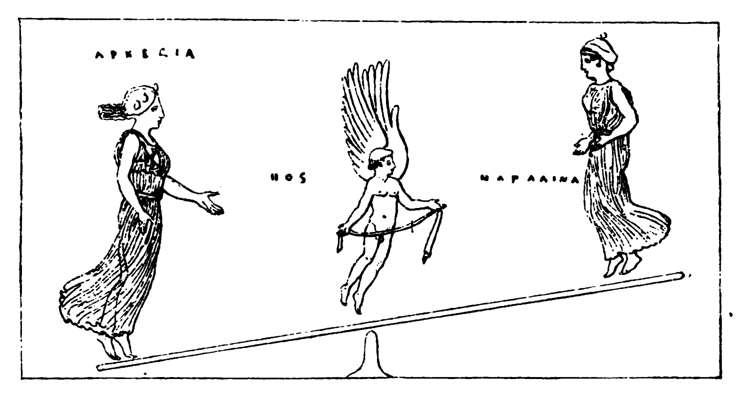


Fig. 6. Brettschaukel.

Und wie die Mädchen mit ihrer Verheiratung die Puppen der Gottheit weihten, so die Knaben, wenn sie ins Jünglingsalter traten, ihr Spielzeug dem Hermes, wie folgende Verse beweisen:

„Diesen Ball, den gepriesenen hier, und das heitere Spielwerk
Seiner Jugend, die laut klirrende Klapper von Buchs,
Astragalen, einst heftig begehrt, und den wirbelnden Kreisel,
Philokles hängte sie auf, Hermes zum Weihgeschenk.“

Pollux nennt und beschreibt an fünfzig Spiele, die zum grofsen Teil nur von Kindern gespielt wurden, Spiele, welche sich aus dem Zusammenleben der Kinder von selbst ergeben mufsten. Es bedurfte zu diesen keiner bestimmten Spielgeräte, der Knabe machte sich eben selbst zum Objekte des Spieles. Die Darstellung hat uns mit einer Art Blindekuh bekannt gemacht, wobei es sich handelt um ein Erraten des Foppenden, das Fangen

des Entweichenden, das Auffinden der sich versteckenden Mitspieler. Unsere Fig. 7 zeigt Eroten als Spieler. Einem der Mitspieler werden die Augen verbunden. Mit dem Rufe „Ich will eine eherne Fliege (entsprechend dem italienischen mosca ceca) jagen“ dreht er sich im Kreise herum; die anderen rufen: „Du kannst sie wohl jagen, aber nicht fangen“, schlagen ihn mit ledernen Riemen, zupfen und necken ihn so lange, bis er einen der Ausweichenden erwischt hat. Dann wieder sitzt

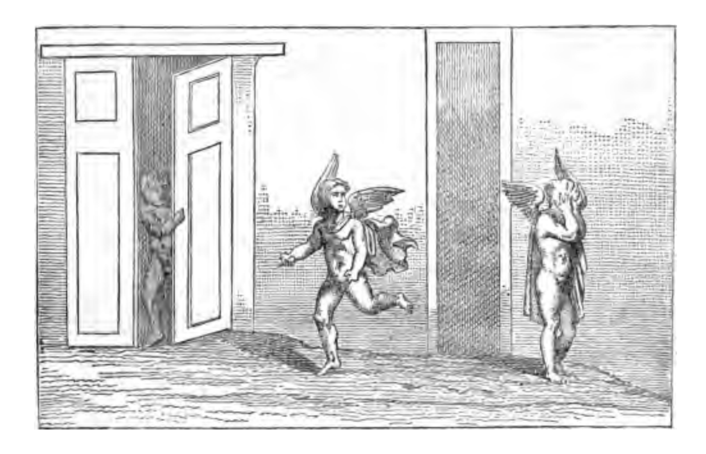


Fig. 7. Blindekuh.

einer mit geschlossenen Augen in der Mitte der Spielgesellschaft; diese zerstreut sich, und sobald jener sich erhoben hat, um die Fliehenden zu verfolgen und in ihrem Versteck aufzuspüren, sucht jeder dessen Platz einzunehmen. Dieser Platz war die Freistätte, das Mal. Bei dem Fangspiel, wobei ein bestimmtes Ziel für die Mitlaufenden die Freistätte bildete, galt es einen Massenwettkampf im Laufen, indem die beiden Parteien durch eine in der Mitte gezogene Linie voneinander getrennt waren. Unter dem Rufe „Tag oder Nacht“ warf einer

der Knaben eine auf der einen Seite schwarz bemalte, auf der anderen weifs gelassene Scheibe oder Muschel in die Höhe; kam die Tagesseite nach oben zu liegen, so floh im Lauf die Gegenpartei, im anderen Falle die des Knaben. Wer ergriffen wurde, mufste sich auf den



Fig. 8. 'Εφεδρισμός (Ephedrismós).

Boden setzen und hiefs Esel. Als Strafe für die Besiegten ist das Huckepacktragen Fig. 8 anzusehen, was überhaupt bei mehreren Spielen galt und auch von anderen Altersstufen gespielt wurde. Erwähnenswert ist das Hüpfen auf einem Beine, namentlich das Schlauchhüpfen,

bei welchem man auf einem rings mit Öl oder Fett bestrichenen Weinschlauche mit einem Beine stehen, hüpfende Bewegungen machen und versuchen mufste, das Herabgleiten zu vermeiden. Wir erfahren, dafs römische Knaben Münzen in die Höhe warfen und dabei wetteten, welche Seite nach oben zu liegen kommen würde. „Kopf oder Schiff“ hörte man dabei rufen, was sich daraus erklärt, dafs die älteren römischen Münzen auf der einen Seite den Kopf des Gottes, auf der anderen ein Schiffsvorderteil zeigten Fig. 9. Es gab in Rom besondere bleierne Spielmarken. Auch unser heutiges Plumpsack-

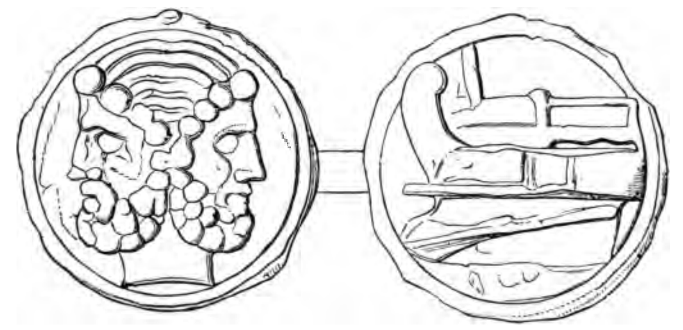


Fig. 9. As von Rom.

spiel war mit einigen Abweichungen dem Altertume bekannt. Es scheint, als ob die Spielenden einen Kreis bildeten, hinter welchem einer mit einem Strick herumging, den er heimlich neben einem der Stehenden niederlegte; merkte dieser nichts, so mufste er unter den Schlägen der Spielgenossen im Kreise herumlaufen, andernfalls jagte er den Thäter in der Runde herum. Dazu kam noch das bekannte Königsspiel. Wer erinnert sich nicht nach der Darstellung Herodots im ersten Buche seiner Geschichten dieses Spieles aus des Cyrus Jugend? Cyrus, welchen Astyages tot geglaubt hatte, der aber heimlich bei einem Hirten aufgewachsen war, machte im

Alter von zehn Jahren den König unter den Dorfknaben; die einen bildeten die Hofbeamten, andere die Soldaten und eine Art geheimer Polizei, andere vermittelten den Verkehr der Unterthanen mit dem Könige, überreichten demselben Berichte und Gesuche und führten die Fremden vor den König. Dieser selbst sah sich zu Strafen berechtigt, als der Sohn jenes vornehmen Meders nicht gehorchen wollte. Man mag das Königsspiel auch als Massenspiel im Laufen ansehen können, wo einer, der König, den entschiedenen Lenker und unparteiischen Richter bildete. Auch das Werfen mit Steinen auf ein bestimmtes Ziel mag nicht wenig geübt sein, und dafs es wie zu allen Zeiten auch den Knaben der alten Griechen nicht an allen möglichen Wurfübungen und Zielen gefehlt hat, das bezeugt die Klage eines Nufsbaumes:

„Wahrlich, ein arges Spiel für den Schwarm der spielenden Knaben
Und für des Steinwurfs Wucht pflanzte man mich an den Weg.
Wie hat der wüste Hagel getroffen, die blühende Krone
Mir zerschlagen und ach! wie sind die Zweige geknickt!
Nichts mehr gilt nach der Ernte der Baum euch: zur eigenen Schändung
Hab ich Unseliger hier alle die Früchte gezeugt."

So spielten und tummelten die Kinder nach Herzenslust und bauten Häuser, fuhren mit kleinen Wagen, ritten Steckenpferd, spielten Puppe, warfen Steine über die Oberfläche des Wassers, schlugen den Kreisel, trieben den Reifen, schlugen auf den Händen gehend ein Rad u. a. m. Mit Ungeduld erwarteten sie auch die wärmeren Frühlingstage, an denen das gemeinsame Spiel im Freien, gewissermafsen im unmittelbaren Verkehr mit der Natur wieder aufgenommen werden konnte. Eines ganz eigentümlichen Spieles mag noch gedacht werden. Mit dem beginnenden Frühling nämlich zogen die Kinder auf der Insel Rhodus mit einer nachgebildeten Schwalbe in der

Hand vermummt von Haus zu Haus und erbaten sich singend in kindlichem Übermut allerlei Gaben an Speise und Trank:

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen;
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weifs ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs' und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen, oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns giebst, sonst rächen wir uns gleich;
Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sitzet, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach auf die Thür', der Schwalbe mach die Thür' auf.
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Kinder noch.

Etwas eingehender sei des Ballspieles gedacht, das freilich nicht nur von der Jugend gespielt wurde, sondern auch bei den erwachsenen Griechen und Römern sehr beliebt war. Leider müssen wir hinzufügen, dafs uns unsere Quellen, so häufig sie auch des Ballspieles gedenken, doch nicht zu einer erwünschten Klarheit über das Alter und die Spielweise kommen lassen, wie dies begreiflicherweise bei so vielen Darstellungen von Sitten und Gebräuchen zu sein pflegt, die den Zeitgenossen als bekannt genug vorausgesetzt werden mufsten.

Von den Ballspielen der Alten sind uns wohl die meisten unbekannt. Es waren in der römischen Kaiserzeit fünf verschiedene Bälle, die in Betracht kommen:

der kleine, mittlere, grofse, sehr grofse und leere. Der gewöhnliche Ball war die Pila*), der Spielball, welcher mit Haaren gestopft und bunt mit Blättern von Leder oder Zeug überzogen war; der Follis war ein grofser mit Luft gefüllter Ballon und wurde mit der Faust oder dem Arme geschlagen; ein dritter, die Pagonica, mag an Gröfse zwischen den beiden ersten gestanden haben und mit Federn gestopft gewesen sein. Auf den ersten bezieht sich ein griechisches Rätsel, welches in der Übersetzung lautet:

„Ganz von Haaren bin ich, doch Blätter verdecken die Haare,
Aber an keinerlei Ort wird man der Nähte gewahr.
Mit viel Kindern ergötz' ich mich gern; doch findet sich einer,
Der beim Werfen nicht taugt, stehet als Esel er da."

(Nach Pollux hatte der Verlierende, der Esel, zu thun, was der Gewinnende, der König, ihm aufgetragen.)

Es war das Spiel mit diesem Balle eine leichte, nicht anstrengende Beschäftigung, ein Lieblingsspiel für junge Mädchen. Schon die Mägde der Königstochter Nausikaa belustigen sich am Ballspiel, nachdem sie das Leinen gewaschen und auf der Erde ausgebreitet haben, während das Fürstenkind in der Mitte der Dienerinnen ein Tanzlied singt. Nausikaa selbst wurde herzlich verlacht, als ihr Ball ins Wasser fiel. Auch anderwärts im alten Griechenland übten Frauen und Mädchen unter gefälligen Bewegungen das Ballspiel mit Gesang. Bei den Phäaken spielen Halios und Laodamas: der eine wirft den Ball hoch in die Luft, der andere fängt ihn. Sonst werfen und fangen zwei einander Gegenüberstehende den Ball wechselweise. Der Einzelne spielte stehend und sitzend, er warf den Ball so oft als möglich an die Wand oder den Boden und prallte ihn mit der flachen

*) Griech.: πάλλα; lat.: pila; deutsch: Ball; franz.: balle.

Hand zurück. Die gemachten Bälle wurden gezählt und danach der Sieg bestimmt. Bei einem kunstvolleren Spiel standen drei Spieler im Triangel, einem Spiel, das oft erwähnt, aber nie beschrieben ist. Geschickte Spieler warfen und fingen den Ball auch mit der linken Hand, nach einer erhaltenen Darstellung spielen drei Jünglinge mit je zwei Bällen. Auch scherzhafte Arten des Ballspieles werden erwähnt. Wenn mehrere zusammenspielten, so zeigte man nämlich dem einen den Ball, als sollte er ihn auffangen, warf ihn aber einem andern Mitspieler

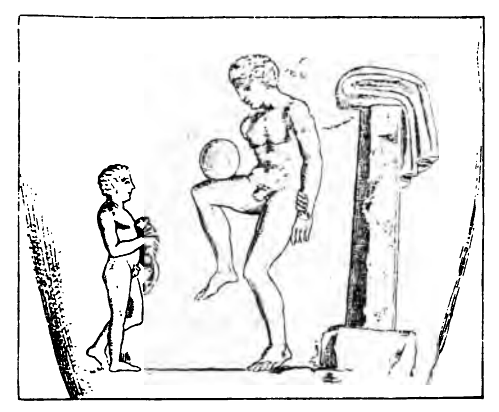


Fig. 10. Palästrisches Ballspiel.

zu. Beim Knabenspiel wurden meistens ein oder mehrere Bälle unter eine Anzahl Spielender geworfen, und jeder suchte sich derselben zu bemächtigen. Bei solchen und ähnlichen Spielen, wie dem Harpastum, einem Raub- oder Raffspiel, an dem sich mehrere beteiligten, während einer den Ball unter allerhand Finten unter die Gesellschaft warf, mochte es gar oft recht stürmisch hergehen.

Erst nach und nach bildete sich das Ballspiel der Alten soweit aus, dafs in späterer Zeit von diesem Spiel eine Menge Bezeichnungen und Spielarten entstanden.

Unser Holzschnitt zeigt eine Übung mit dem Ball in der Palästra. Und wie hier nach bestimmten Vorschriften das Ballspiel unter den Knaben geübt wurde, so werden wir aus einer späteren Stelle erfahren, dafs die Jongleurs in ihrer Kunst mit den Bällen Leistungen zeigten, die man bewundern konnte. Das Ballspiel erforderte Kraft und Geschicklichkeit. Es gab Plätze für die Spiele in den eigenen Häusern, und gerade nach dem Ballspiel als dem beliebtesten und gewöhnlichsten wurde der ganze Raum Sphäristerium genannt. Dasselbe war auch zum Heizen eingerichtet.

Den Griechen galt das Ballspiel als eine natürliche Anregung zu Tanz und Gesang. Von den Römern werden als geübte Ballspieler unter anderen genannt der Pontifex M. Scävola, Mäcenas, der Kaiser Alexander Severus. Selbst der weltbeherrschende Cäsar gewährte durch tägliches Ballspiel einerseits dem Körper eine heilsame Bewegung, anderseits dem Geiste eine leichte, angenehme Zerstreuung. Der jüngere Cato soll noch an demselben Tage auf dem Marsfeld Ball gespielt haben, an welchem er mit seiner Bewerbung um das Konsulat durchgefallen war. Vom Kaiser Augustus sagt Sueton: Die Übungen im Reiten und Fechten unterliefs er gleich nach den Bürgerkriegen und ging anfangs zu Ball und Ballon über, später trieb er nichts anderes als Fahren und Spazierengehen.

Wenn aber die Umstände das Spiel im Freien unmöglich machten, die Kinder etwa auch des Ballspieles im Hause müde sich nach anderer Kurzweil sehnten, dann spielten sie unter sich oder in Gesellschaft Erwachsener Paar oder Unpaar, ein recht volkstümliches Spiel, wobei der eine Mitspielende eine Anzahl Nüsse, Bohnen, Mandeln oder Knöchel in der Hand hielt und nun raten liefs. Dafs es ein ganz besonders

von den Knaben bevorzugtes Spiel gewesen sein mufs, das deuten die nicht seltenen Kunstdarstellungen an, auf denen Kinder mit diesem Spiel beschäftigt sind. Bei den römischen Knaben waren, nach einer Elegie über die Nufs, vor allem Nüsse als Spielzeug beliebt. Bald spielten sie mit vier Nüssen und zwar so, dafs drei zusammen auf die Erde gelegt wurden und die vierte auf diese geworfen wurde, ohne die drei auseinander zu treiben; bald wieder legten sie eine Reihe von Nüssen auf die Erde und liefsen dann von einem schrägen Brette eine herabrollen, um eine andere zu treffen. Aus der späteren Zeit werden auch belehrende, namentlich Zusammensetzespiele erwähnt, wobei mit mehreren vier- und dreieckigen Steinen die mannigfachsten Figuren oder mit öfters durcheinander gemischten Buchstaben von Elfenbein oder Buchsbaum eine ganze Anzahl Wörter zusammengesetzt wurden. Man stellte auch wohl ganz nach der heutigen Weise eine Münze aufrecht auf ihre Kante, drehte sie wie einen Kreisel herum und brachte sie mitten im Drehen durch Berührung mit dem Finger von oben zum Stehen. Bisweilen mögen auch die Knaben nach dem Beispiele der Jünglinge und Männer oder gemeinsam mit ihnen das eine oder andere Gewinnspiel geübt haben.

So viel über die Einzelheiten der Kinderspiele. In den mannigfachen Jugendspielen, welche die Kunst auf einer ganzen Reihe von Vasenbildern oder in Terrakottafiguren darstellt, und die wir noch im nächsten Bilde kennen lernen werden, äufsert sich auf das anmutigste die Heiterkeit und Beweglichkeit des griechischen Naturells. Die Spiele, sagt Plato im ersten Buche seiner Gesetze, bieten den Vorteil, dafs man durch sie den Neigungen der Kinder eine bestimmte Richtung auf ihren künftigen Beruf geben kann. Der künftige Landwirt oder Baumeister müsse schon als Knabe Häuser bauen und jener

den Landwirt spielen, beide versehen mit kleinen den wirklichen gleichkommenden Werkzeugen, welche ihnen von der erziehenden Umgebung in die Hände gegeben worden sind. Ja schon in diesem Alter müsse man spielend Künste erlernen, welche man im voraus gelernt haben mufs, um sie dereinst anzuwenden; also müsse der künftige Zimmermeister die Mefskunst und die Kunst mit der Wage umzugehen schon spielend treiben, ebenso der künftige Krieger das Reiten und andere zur Kriegskunst gehörende Übungen. Denken wir heute etwa anders hierüber? Wir verlangen schon von den Kinderschriften, dafs sie den Beschäftigungstrieb der Kleinen in zweckmäfsiger Weise anregen.

Zu bedauern bleibt, dafs zwei gröfsere Abhandlungen aus dem Altertume selbst, welche sich mit den Spielen befafsten, verloren gegangen sind: ein Buch des Sueton über die Knabenspiele und eins des Arztes Galen über das Ballspiel. So viel wir über das letztere wissen, behauptet der Verfasser, dafs dem erfahrenen Manne diejenigen Übungen die willkommensten sind, welche Geist und Körper zugleich beschäftigen und diesem zur Ermüdung, jenem zur Erholung dienen. Er empfiehlt gerade das Ballspiel als eine nützliche und angenehme Unterhaltung. Wir pflegen heute das Ballspiel fast nur den Kindern zu überlassen, während es doch für Alt und Jung Vorteile gewährt, die nicht zu unterschätzen sind. Mannigfach sind die Fertigkeiten, welche die einzelnen Spielenden in der entwickelten Form des Spieles zeigen können. Der Leib hat bei den verschiedenen Manipulationen, welche mit dem Ball vorgenommen werden, zu thun, das Auge hat zu sehen und zu messen.



II.

Die Turnspiele der Knaben und die gymnischen Agone der Jünglinge.

Mit dem sechsten oder siebenten Jahre, der Zeit, wo der Besuch der Schule und der Palästra begann, erhielt die Mutter in der Erziehung der Knaben einen Gehilfen in dem Sklaven, unter dessen Aufsicht sie heranwuchsen, der sie lenken und leiten sollte, der sie namentlich auch auf dem Wege zur Schule und zur Palästra begleitete. Des Sklaven Aufsicht blieben sie bis zum Epheben- oder Jünglingsalter unterstellt. Mit dem Eintritt in die Schule nahm der Knabe von der harmlosen Sorglosigkeit des Lebens Abschied, nunmehr folgte auf die heiteren Stunden der ersten Jugendzeit der Ernst. Freilich gab es auch eine ganze Reihe Feiertage und von seiten der Schule veranstaltete Feste, welche das alltägliche Schulleben in Räumen, um die sie die heutige Jugend nicht beneiden würde, unterbrachen. Dahin gehörte das jährlich gefeierte Fest der Musen, an denen die Knaben mit ihren Lehrern und Freunden in festlicher Schar, mit

Kränzen geschmückt, zum Tempel des Apollo und der Athene zogen, um das göttliche Walten zu preisen. An den Hermäen, den alljährlichen Turnfesten, versammelten sie sich in der Palästra, um nach gemeinsamem Opfer in turnerischen Spielen und Übungen Gewandtheit und Kraft zu zeigen.

Es liegt unserem Thema fern, hier des Unterrichts, wie er der griechischen und römischen Jugend in der Schule zu teil wurde, eingehend zu gedenken, wir wollen nur hervorheben, dafs diese Bildung eine doppelte war, die des Körpers und die des Geistes, oder wie die Griechen sie nannten, eine gymnastische d. i. körperliche und eine musische oder geistige. Gerade von den Griechen ist der Gedanke einer harmonischen Ausbildung der geistigen und leiblichen Natur zuerst erfafst und mit rastloser Energie verwirklicht. Und wenn wiederum in den verschiedenen griechischen Staaten das Verhältnis zwischen beiden und die Forderungen, die man an jede stellte, verschieden waren, die Harmonie, welche Athen unter allen Bildungselementen erstrebte, ist es gewesen, welche die athenische Bildung zu der gemacht hat, welche wir die hellenische nennen, die das athenische Volk vor allen anderen an die Spitze der antiken Zivilisation gestellt hat. Nirgends wohl führte der Grundsatz, dafs eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne, zu einer praktischeren Anwendung als in der Hauptstadt Attikas, jener Landschaft, deren Klima geeignet war, den Körpern der Bewohner Gesundheit, der Seele Heiterkeit und Frische zu gewähren, die normale Entwickelung der Menschen an Körper und Geist wohlthuend zu erleichtern. Pflegten auch alle, selbst die rohesten Völker des Altertums, Körperübungen, den Griechen galten sie als Sache ehrgeiziger Bestrebungen, seitens der Knaben, der Jünglinge, der Männer, nur war

der Grad der Anstrengung nach dem Maſse der innewohnenden Kräfte verschieden. Ja das ganze Leben der Griechen, wie es uns in der Geschichte dieses Volkes vorliegt, war ein Wettkampf.

Für die jüngeren Knaben waren und sollten die Leibesübungen nur Spiel sein; ihre Hauptübung war der Tanz, eine rhythmische Bewegung des ganzen Körpers, eine Entfaltung von Anmut und Schönheit. Es waren diese antiken Tänze nicht etwa Rundtänze, sondern Reigen, von Musik und Gesang begleitet, schon den Söhnen und Töchtern der homerischen Fürsten und Edeln nicht unbekannt.

Weit stärkender aber als diese Tänze waren die Spiele in der Palästra, wo ein fröhliches Treiben herrschte, welches der Jugend den Schulunterricht einigermaſsen versüſste. Die Palästra*) war die Turnschule für die Knaben, das Gymnasion keine Unterrichtsstätte für Anfänger, es war vielmehr für die Fortbildung und Vervollkommnung der als Knaben schon in der Palästra vorbereiteten Jünglinge und Männer bestimmt. Wie die Palästra gebaut und eingerichtet war, beschreibt uns der römische Architekt Vitruv, doch scheint er nicht ein allgemeines Bild gegeben, sondern eine ganz bestimmte griechische Anlage vor Augen gehabt zu haben. (Zur Erläuterung ist hier der Grundriſs des Gymnasions in Ephesos beigefügt.) Vitruv sagt: „In den Palästren sind quadratische und oblonge Säulenhöfe anzulegen, sodaſs die Länge, welche man zu deren Umwanderung ringsum gebraucht, gleich zwei Stadien ist, was die Griechen Diaulos nennen. Von diesen Säulenhallen sollen drei

*) Nach alten Mythen war Palästra eine Tochter des Hermes, sie sollte zuerst in Arkadien den Ringkampf geübt haben. Bei Lucian wird Hermes von Apollo als der beste Turnlehrer bezeichnet; als Ephebengott trägt er auch das Ephebenkleid.

einfach angelegt werden, die vierte aber, welche nach Süden liegt, doppelt, sodafs, wenn heftiger Wind herrscht, sein Wehen nicht bis in den inneren Teil gelangen kann. An die drei Hallen sollen sich geräumige Säle anschliefsen,

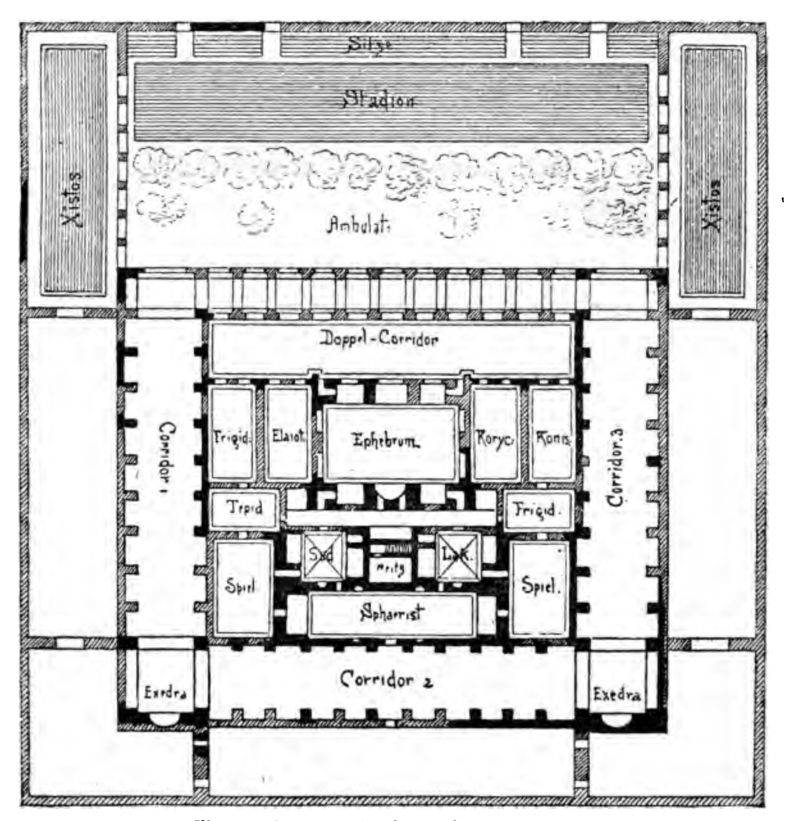


Fig. 11. Grundrifs des Gymnasiums in Ephesos.

mit Sitzen versehen, auf denen Philosophen, Rhetoren und wer sich sonst an geistiger Unterhaltung ergötzt, im Sitzen disputieren können. Im Anschlufs an die doppelreihige Halle aber sollen folgende Räume liegen: in der

Mitte das Ephebeum; dies ist ein sehr grofser mit Sitzplätzen versehener Saal, um ein Dritteil länger als breit; zur Rechten das Coryceum und demnächst das Conisterium; vom Conisterium aus an der Wendung der Halle das kalte Wasserbad, was die Griechen Lutron nennen. Zur Linken des Ephebeums das Eläothesium, dann das Frigidarium, und von hier bei der Wendung der Halle der Gang in den Heizraum. Demnächst am Frigidarium soll das gewölbte Schwitzbad angelegt werden, doppelt so lang als breit; dies soll an seiner einen Ecke das nach früherer Beschreibung eingerichtete Laconicum und diesem gegenüber das Warmwasserbad haben.“ Die bedeckten Kampfplätze wie der Hofraum hatten als Fufsboden aufgegrabene oder aufgewühlte Erde oder dicken Sand. Bei Anlage der Gymnasien achtete man auf landschaftliche Schönheit, benutzte gern einen vorhandenen Wald oder Garten; nicht weniger berücksichtigt blieb fliefsendes Wasser: das Gymnasion von Elis lag am Peneios, das von Korinth bei der Quelle Lerna, die Gymnasien des wasserarmen Athen mufsten sich mit künstlicher Leitung begnügen.

Athen hatte in seiner Blütezeit drei Gymnasien, die Akademie, das Lykeion und das Kynosarges, alle aufserhalb der Stadt. Das erstere lag sechs bis acht Stadien nordwestlich, das zweite östlich von der Stadt am Ilissus; das dritte, nahe dem vorigen, diente in älterer Zeit nur den Übungen unebenbürtiger, d. h. der mit einer nicht bürgerlichen Mutter erzeugten Jünglinge; seit Themistokles ist dieser Unterschied weggefallen. An Palästren hatte gerade Athen eine nicht unbedeutende Anzahl, die zum Teil auf öffentliche Kosten erbaut waren; sie waren nach Personen benannt, welche entweder die Erbauer oder die Turnlehrer gewesen sein mögen. Solche Turnlehrer, Pädotriben, die Hauptlehrer

für die gymnastische Bildung des Knabenalters, erscheinen auf einigen Vasenbildern mit einem Züchtigungsinstrument, dem Krückstock, der Geifsel, der Rute, der gespaltenen Gerte, auf anderen mit einem Ölzweige als Zeichen der Belohnung für den Sieger. Sie lehrten die Knaben nach den Altersstufen, in vorsichtiger Weise leichtere Übungen für die Schwächeren und Jüngeren, anstrengendere für die Kräftigeren und Reiferen wählend; die Pädotriben führten schwierigere Übungen und Ringerstückchen anfänglich selber aus oder liefsen sie durch ihre Gehilfen ausführen. Es waren die Nachmittagsstunden, an denen in Griechenland und Rom die Knaben in der Palästra sich einfanden, um hier Übung und Erholung zu pflegen. Denn nicht durch stürmischen Eifer oder durch eine Fortsetzung bis zur Abneigung oder Erschöpfung der Kraft wurde geturnt, der Lehrer hatte vielmehr alles aufzubieten, um mit dem Unterricht einen gewissen Grad von Leichtigkeit zu verbinden. Nach den Vormittagsstunden im Schulzimmer folgte eine Zeit der Erholung oder doch einer mehr spielenden Beschäftigung; dazu gesellten sich noch allerhand kleine Spiele, ein Seilziehkampf, ein Seilklettern, ein Ballspiel u. a.

Zu den leichteren Turnübungen gehörten das Springen, das Laufen, das Werfen des Diskos und kleinerer Wurfspiefse, Übungen, welche schon das homerische Zeitalter kennt. Die Kinder tragen eine natürliche Neigung zum Hüpfen und Springen in sich; was ist deshalb natürlicher, als dafs gerade auch der Sprung, ein Schule der Leichtigkeit, der Spann- und Schnellkraft, der Sicherheit in rascher, freier, ebenmäfsiger Bewegung in der Palästra gepflegt wurde! Neben dem einfachen Sprunge, den wir in einen Weitsprung und Hochsprung teilen können, erforderte der Weitsprung mit Sprunggewichten, den Halteren oder Hanteln eine gröfsere Kraftleistung. Diese

Hanteln, deren Gebrauch der älteren Zeit unbekannt war, waren Kolben von Stein oder Blei, entweder halbrund und



Fig. 12. Hochsprung.

mit Handhaben zum Hineinstecken der Hand versehen, oder kolbenförmig und in der Mitte schwächer und je

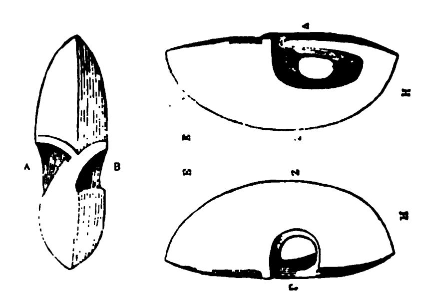


Fig. 12 a. Halteren (Sprunggewichte).

nach der körperlichen Kraft der Springer von verschiedener Schwere. Der Springer, welcher einen Anlauf nahm, liefs beim vorletzten Anlaufsschritt die Arme sinken, um mit dem letzten sie kräftig nach vorn zu schleudern. Beim Niederspringen wurden dann die Arme wieder kräftig nach hinten geworfen. Dadurch dafs bei dem vorgestreckten Arm das Hauptgewicht noch vor der Hand lag, erzielte man eine gröfsere Sprungweite als mit ledigem Leibe. Springstangen waren den Alten unbekannt.

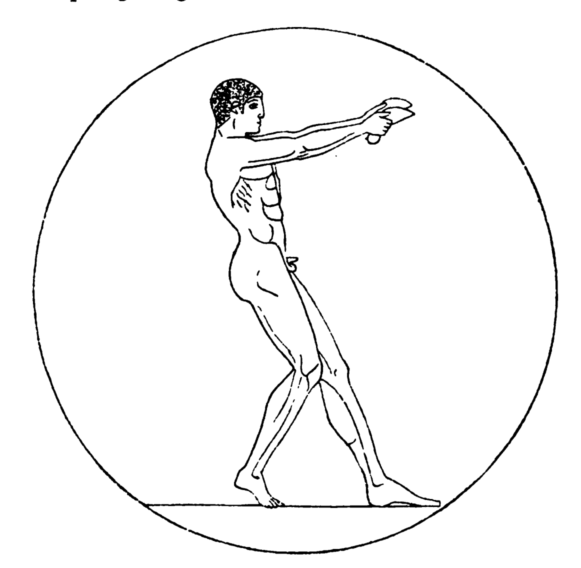


Fig. 13. Ephebe mit Sprunggewichten.

Nicht weniger reizt der Lauf die Jugend. Er ist eine der ältesten Übungen, ohne Gerät und Gegner möglich, die zu allen Zeiten bei Jung und Alt beliebt gewesen ist und auch an den grofsen Nationalspielen der Griechen wiederkehrt. Natürlich wurde auch er in der Turnschule nicht bis zu einer erschöpfenden Anstrengung geübt. Laufbahn, griech. Dromos, hiefs geradezu die Übungs-

stätte der spartanischen Knaben, welche keine eigentliche Ringschule hatten.

Der Lauf erfolgte im tiefen Sande. Es war zunächst das einfache Stadion, eine Bahnlänge von sechshundert Fufs, im Laufe zu durchmessen, eine Entfernung, die ein gesunder und kräftiger Knabe ohne zu ermüden wohl durchlaufen kann. Für stärkere kam beim Doppellauf der Rückweg hinzu; ein solcher zeigte schon gröfsere Kunst und Gewandtheit. Ein weiterer Wettlauf war der Rofslauf, so benannt, weil der Läufer das Stadion viermal zu durcheilen hatte, wie das Rofs beim Wettrennen. Keine bestimmten Grenzen gab es anscheinend beim Dauerlauf, er war eine Übung, die ungewöhnliche Kraft, Atem, Ausdauer und Schnelligkeit erforderte. Während in der

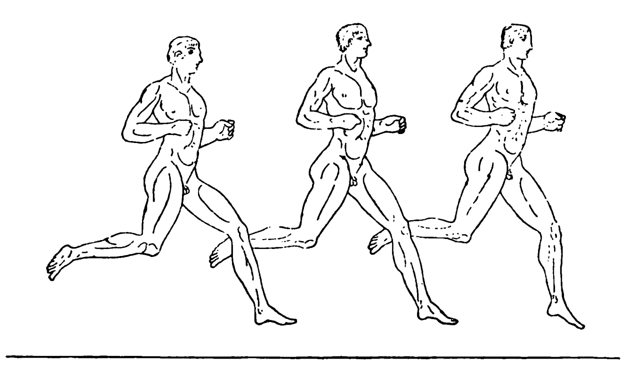


Fig. 14. Dauerläufer der Panathenäen.

älteren Zeit der Läufer einen Schurz um die Lenden trug, wurde später ganz nackt gelaufen. Auf dem Turnplatz der spartanischen Knaben war ein gebräuchliches Wort: Entweder das Kleid herunter und mitspielen oder fort von hier!

Die einfachen Wettläufer liefen von links nach rechts, die Dauerläufer eilten dagegen von der entgegengesetzten

Seite her. Im Wettlauf erschienen gewöhnlich ihrer vier, die nach dem Los an den Ablaufsstand herantraten. Auf unserem Bilde (S. 32) sehen wir sie dahinstürmen, einen unmittelbar hinter dem andern, sie scheinen davonzuschiefsen, ehe noch der wirbelnde Staub sie verhüllt. Es übten die Jünglinge aber auch den Wettlauf mit Waffen. Unsere Abbildung zeigt vier Wettläufer an den grofsen Panathenäen, nackt, mit Helm und Hoplitenschild. Derjenige trug im Wettspiel den Sieg davon, der unter den vier Siegern im erneuten Lauf die übrigen überholt hatte.

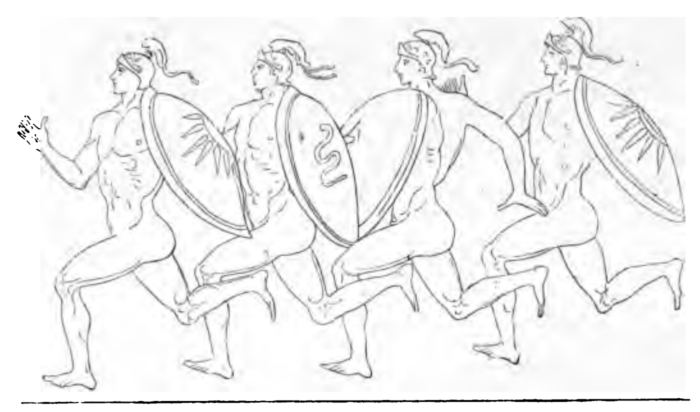


Fig. 15. Waffenläufer der Panathenäen.

Bei solchen Übungen und Leistungen vermögen wir es uns zu erklären, wenn Pheidippides 28 deutsche Meilen in zwei Tagen zurücklegte. Nur nach solchen Vorübungen verstehen wir, wenn die kriegsgerüstete Schar in der Ebene von Marathon auf 5000 Fufs dem Feinde gegenüber in Geschwindschritt und dann in Sturmlauf übergeht, und glauben gern, dafs die Perser vermeinten Wahnsinnige vor sich zu sehen. Persönlicher Mut und gymnastische Gewandtheit entschied den Sieg über die Feinde.

„Sprach's; und mitsamt dem Mantel erhub er sich, faſste die Scheibe,
Welche gröſser und dicker und noch viel schwerer an Wucht war,
Als womit die Phäaken sich untereinander ergötzten.
Diese schwang er im Wirbel, und warf mit der nervigen Rechten;
Und hinsauste der Stein. Da bückten sich eilig zur Erde
Alle Phäaken, die Führer der langberuderten Schiffe,
Unter dem stürmenden Stein. Weit über die Zeichen der andern
Flog er, geschnellt von der Faust. Und Athene setzte das Merkmal.“

Mit diesen Worten schildert Homer die Fertigkeit des Odysseus, wie er den Phäaken weit überlegen ist

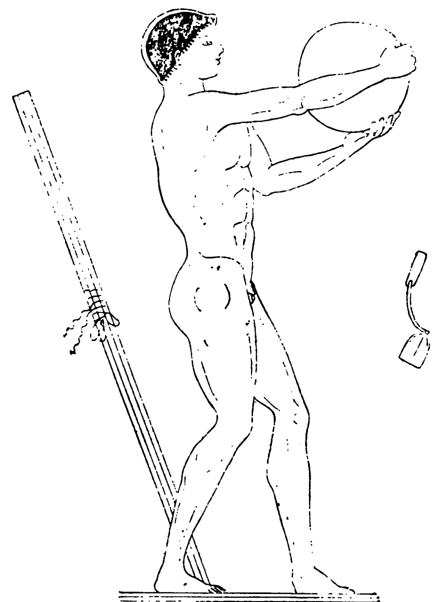


Fig. 16. Diskoswerfer.

im Diskoswerfen, einer gymnastischen Übung, welche alte Mythen schon über die homerische Zeit hinausrücken. Die Knaben begannen mit diesem Spiel nicht vor dem zehnten Jahre, und ihr Diskos aus Stein oder rohem Eisen war natürlich leichter als der der Jünglinge und Männer, welcher eine linsenförmige Metallscheibe war von etwa

10 Zoll Durchmesser. Man faſste und hielt ihn zunächst in der linken Hand und nahm ihn erst in die rechte, wenn man die richtige Stellung gewonnen und an die

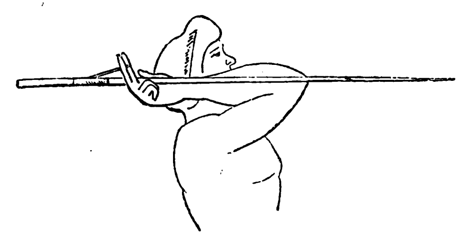


Fig. 17. Horizontalwurf.

Reihe kam. Es war eine Übung, welche durch das Schwingen sowohl die Schultern wie die Spannkraft der



Fig. 18. Hochwurf mit dem Akontion.

Finger und Zehen stärkte. Der Scheibenwurf erfolgte im Stadion; die Stelle, wo die Scheibe niederfiel, wurde bezeichnet und hiernach der entscheidende Sieg bestimmt.

Eine ähnliche Übung war das Werfen des Speeres, des griechischen Akontion, eines stumpfen Stabes, den wir unserem Ger vergleichen könnten, auf ein bestimmtes Ziel. Auf beiden Abbildungen, von denen die eine den Horizontalwurf, die andere den Hochwurf vergegenwärtigt, erkennt man eine Schleife an dem kurzen Holzschaft des Speeres mit langer, beinahe drahtdünner Spitze.

Im Gymnasion wie in der Palästra wurde am meisten das systematische Ringen geübt. Dabei handelte es sich um alle die Arten des Ringens, die nicht auf die bloſse Stärkung der Knaben berechnet waren, sondern ihnen auch Mut und Ausdauer verschaffen sollten. Was aber gegen die übrigen genannten Übungen hierbei zunächst zu beachten ist, ist der Umstand, daſs es bei diesem Spiel ein gegenseitiges Messen und Prüfen der Kräfte, einen Wettkampf zweier Gegner gilt. Leidenschaftliches Balgen und Raufen wurde nicht geduldet, ein regelwidriges Schlagen oder gar unanständiges Beiſsen war untersagt. Die gesamte Zuschauermenge achtete auf die Einhaltung der Ringergesetze und des Anstandes, auf eine reine und schöne Gemessenheit in Haltung, Bewegung und Kraftäuſserung. Jede Wendung, jeder Griff durfte nur kunstgerecht sein. Der ganze Ringkampf war eine Schule für entschiedene und doch edle und ruhig feste Haltung des Geistes. Es ist natürlich, daſs nicht alle Arten des Ringkampfes auch schon von Knaben ausgeführt wurden, die schwierigeren blieben Jünglingen und Männern vorbehalten. Es war daher die Sache eines verständigen Pädotriben, mit Rücksicht auf die jedesmalige Altersstufe die Übungen zu erschweren und die Anforderungen mit der Zeit zu steigern. Ehe der Wettkampf begann, salbte man sich mit Öl und bestäubte sich dann mit Sand, entweder mit Hilfe von Körben oder man wälzte sich geradezu in der Sandgrube.

Wenn wir solche Kämpferscenen, wie sie die Überlieferung und die Kunst schildern, uns vergegenwärtigen und sehen, wie dieselben oft bis zur völligen Ermattung des Besiegten ausgeführt wurden, so werden wir gewifs ebenso unsere Verwunderung darüber ausdrücken, wie der Skythe Anacharsis, der nach Lucians Darstellung den griechischen Ringplatz unter Führung des Solon betritt. Der Skythe fragt: „Sage mir doch, Solon, was wollen diese Jünglinge? Die einen umschlingen sich und unterschlagen einer dem andern ein Bein; andere wälzen sich gegenseitig im Schmutze herum wie die Schweine. Und ich sah doch, wie sie sich anfangs, nachdem sie sich entkleidet hatten, mit Öl einsalbten, und wie der Reihe nach einer den andern einrieb. Nun weifs ich aber nicht, was ihnen einfällt! Denn auf einmal rennen sie mit gebückten Köpfen gegeneinander und stofsen die Stirnen zusammen wie die Böcke. Und siehe, einer hebt den andern bei den Beinen empor und läfst ihn zu Boden fallen; dann wirft er sich auf ihn und läfst ihn nicht emporkommen, sondern drückt ihn noch tiefer in den Schmutz hinein; endlich schlingt er die Beine um seinen Leib, die Ellbogen drückt er ihm an die Kehle und würgt ihn erbärmlich. Dieser aber klopft ihm auf die Schulter und bittet, wie mir scheint, ihn doch nicht ganz zu ersticken. Des Öls ungeachtet besudeln sie sich so, dafs man gar nicht mehr sieht, wie sie sich gesalbt haben. Und lächerlich ist es zu sehen, wie sie mit Schmutz und Schweifs überzogen wie Aale sich aus den Händen schlüpfen. Wieder andere thun dasselbe im Freien des Hofes, hier aber ohne den Schmutz. Sie haben nämlich eine Menge Sand in jene Grube geworfen, womit sie sich gegenseitig bestreuen und sich freiwillig bewerfen, wie scharrende Hähne, ohne Zweifel um im Ringkampfe desto weniger entschlüpfen zu können,

indem der Sand das Schlüpfrige benimmt und ein festeres Anfassen des trockenen Körpers gestattet. Und die aufrecht Stehenden dort sind gleichfalls eingestäubt und schlagen aufeinander los und stofsen mit den Füfsen. Da ist einer mit der Faust an die Kinnlade geschlagen, so dafs er den Mund voll Blut und Sand hat und fast noch die Zähne ausspuckt, der arme Kerl! Und dennoch bringt sie selbst der Archon dort nicht auseinander, um dem Streite ein Ende zu machen. Vielmehr hetzt er sie auf und lobt den, der so zugeschlagen hat. Auf jener anderen Seite tummeln sie alle zusammen, sie nehmen einen Anlauf, als ob sie davonrennen wollten, und bleiben doch auf derselben Stelle, springen in die Höhe und schlagen mit den Füfsen in die Luft. Da möchte ich nun doch wissen, wofür das alles nützen mag; mir wenigstens scheint ein solches Treiben eher dem Benehmen der Wahnsinnigen gleich zu sein, und man wird es mir nicht so leicht ausreden können, dafs diese Leute nicht ganz richtig im Kopfe sind."

Auf diese ganz ergötzlich klingende Verwunderung antwortet zur Belehrung Solon: „Die Körper üben wir auf folgende Weise. Wir entkleiden sie, sobald sie nicht mehr zart sind und festere Muskeln haben, und suchen sie zunächst an die Luft zu gewöhnen dadurch, dafs wir sie mit jeder Jahreszeit vertraut machen, damit sie weder in drückender Hitze noch im Froste versagen; dann salben wir sie mit Öl und erweichen sie, damit sie geschmeidiger werden. Denn es müfste doch sonderbar sein zu glauben, dafs das Leder unter der Einwirkung des Öls schwerer zu zerreifsen sei und weit dauerhafter werde, während es doch leblos ist, dafs aber der Leib, dem das Leben noch innewohnt, durch Öl nicht besser zugerichtet werden könnte. Deshalb haben wir gar verschiedene Übungen ersonnen und für jede einzelne Lehrer

angestellt, diesen für den Unterricht im Faustkampf und jenen für den Hauptkampf, auf daſs sie ausdauern lernen in den Anstrengungen und auf den Losschlagenden geradeaus schreiten, nicht aber aus Furcht vor Verletzungen zurückweichen. So gewinnen wir für die Jugend zwei Hauptvorteile, indem sie einerseits herzhaft wird in Gefahren und schonungslos gegen ihre Körper, anderseits aber die körperliche Kraft und Zähigkeit sich steigert. Jene aber, welche im Ringen ihre Leiber ganz zusammenbücken, lernen ohne Schaden fallen und mit Leichtigkeit wieder aufstehen, sie lernen, wie man den Gegner im Stoſs bedrängt, ihn umschlingt, die Glieder dreht und im stande ist, ihn zu würgen oder in die Höhe emporzuheben; auch diese betreiben keine nutzlose Übung, sondern erwerben sich so vor allem den groſsen und ganz entschiedenen Vorteil, daſs ihre so durchgearbeiteten Körper weniger empfindlich und desto dauerhafter werden. Ein zweiter Vorteil aber, welcher ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, besteht darin, daſs sie hierdurch bereits Gewandtheit besitzen, wenn sie einmal in den Fall kommen, im Kriege von diesen Übungen Gebrauch zu machen. Denn offenbar wird derjenige, welcher sich also geübt hat, wenn er von einem Feinde umschlungen wird und ringen muſs, denselben rasch durch Unterschlagen der Beine niederwerfen oder, wenn er selbst gerüstet ist, hurtig wieder aufzustehen wissen. Überhaupt ist dies alles schlieſslich auf den Kampf in den Waffen berechnet, und da, glauben wir, leisten die so Geübten ungleich bessere Dienste als alle anderen, wenn wir zuvor ihre nackten Leiber durch Übung geschmeidiger, kraftvoller und streitbarer, behender und nerviger und deshalb dem Feinde furchtbarer machen.“

Und auf die Sitte, den Körper mit Sand zu bestäuben übergehend, setzt Solon seinem Zöglinge folgendes aus-

einander: „Höre nun, warum der Lehm und Staub, der dir so lächerlich vorkam, hier umhergebreitet ist. Einmal deshalb, damit die Ringer nicht allzu hart fallen, sondern auf den weichen Boden ohne Gefahr hinstürzen; ferner müssen die schwitzenden Körper im Schlamme so schlüpfrig werden wie Aale, womit du sie vorhin verglichest, was nicht unnütz oder lächerlich ist, sondern gleichfalls Stärke und Elasticität gar sehr vermehrt, wenn sie danach angehalten werden einander fest zu packen und die schlüpfrigen Leiber nicht loszulassen. Und du darfst es mir glauben, es ist nicht so leicht, einen in die Höhe zu heben, der mit Öl, Staub und Schweifs überzogen ist und sich Mühe giebt, dir zu entfallen und aus den Händen zu entschlüpfen. Der Sand dient uns dazu, das Entschlüpfen beim Ringen zu verhindern. Denn nachdem sie im nassen Thon gelernt haben, das Schlüpfrige und leicht Entwischende festzuhalten, üben sie sich darin, wie sie selbst demjenigen aus den Händen entschlüpfen, der sie packen will, auch wenn sie hart bedrängt werden. Ferner scheint der auf die Haut gestreute Sand auch den Schweifs, wenn er stark hervortritt, zu hemmen und hilft somit die Kraft aufsparen, während er zugleich die Zugluft abwehrt, die sonst auf die geöffnete dünne Haut wehend dem Körper schaden könnte. Aufserdem treibt er den Schmutz heraus und macht den Mann glänzender. Auch möchte ich dir gern einen jener Blassen und im Schatten Auferzogenen gegenüberstellen zur Vergleichung mit einem beliebigen aus der Zahl der im Lykeion Geschulten, und wenn dieser von Staub und Sand sich gereinigt hat, dich fragen, welchem von beiden du gleich zu sein wünschtest. Und ich bin gewifs, dafs du sofort und auf den ersten Anblick und ohne die Leistungen beider zu prüfen, es vorziehen würdest, lieber solch ein Fester und Gedrungener zu sein, als verzärtelt und schlaff und

bleich, weil es an Blut mangelt oder dasselbe nach den inneren Teilen zurückgetreten ist.“

Gewinnen wir nicht aus dieser von Lucian dem Solon und jenem vornehmen skythischen Jünglinge, der zu seiner Ausbildung längere Zeit in Griechenland verweilte, zugeschriebenen Unterredung ein anschauliches Bild von dem Treiben auf den griechischen Ringplätzen?

Unsere Abbildung zeigt zwei Ringer, von denen der Unterliegende, welcher den andern noch nicht als Sieger anerkennen will, sich wieder aufzurichten versucht. Es



Fig. 19. Ringkampf.

gab beim Ringen eine Menge Kunststücke und bestimmter Handgriffe. Jeder trachtete danach, den Gegner zu Boden zu werfen, worauf dann noch ein wälzendes Ringen folgte, bis der eine sich für besiegt erklärte.

Nach einem solchen Kampf war in den griechischen Ringstätten in genügender Weise auch für Reinigung durch ein Bad gesorgt. Wir haben bereits die verschiedenen Bäder aufgezählt. Häufig aber mochte es vorkommen, dafs die Ringer, deren Körper vollständig mit Staub und Schmutz überzogen waren, sich zunächst mit einem Schabeisen, der Striegel, reinigten. Diese

Striegeln, wie sie unser Holzschnitt darstellt, waren löffelartig ausgehöhlte Instrumente aus Knochen oder Rohr, Eisen oder Bronze mit einem Griffe, in den man die Hand steckte, und einer gebogenen Klinge mit einer

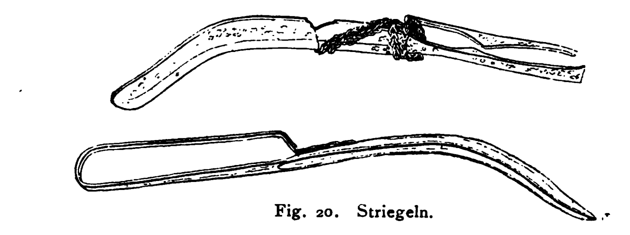


Fig. 20. Striegeln.

hohlen Rinne, durch welche Schweifs und Schmutz abging. Die Klinge wurde vor dem Gebrauch mit Öl benetzt. Aus den Thermen Pompejis haben wir auch die Badegerätschaften kennen gelernt; das Bild auf der nächsten

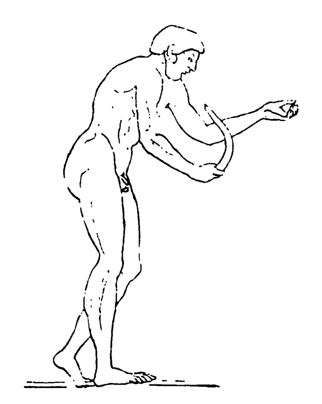


Fig. 21. Palästrit mit Schutzkappe und Striegel.

Seite zeigt vereint das Ölfläschchen, die Striegel und den Spiegel. Bei dem Bade leisteten die bisherigen Gegner sich oft hilfreiche Hand, wenn nicht besondere Bedienstete diese Arbeit übernahmen. (Die Inschrift auf dem Wasserbecken lehrt, dass hier ein öffentliches Bad gemeint ist.)

Sprung, Lauf, Diskoswurf, Speerwurf und Ringkampf waren die fünf hauptsächlichsten Übungen der Knaben und Jünglinge. Von dem letzteren unterscheiden wir

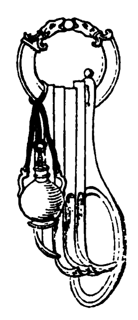


Fig. 22. Badegerätschaften.

noch einen verschärften Kampf, den Faustkampf, einen Ringkampf mit bewaffneter Faust, an dem sich die Knaben vielleicht erst mit dem vierzehnten Lebensjahre je nach

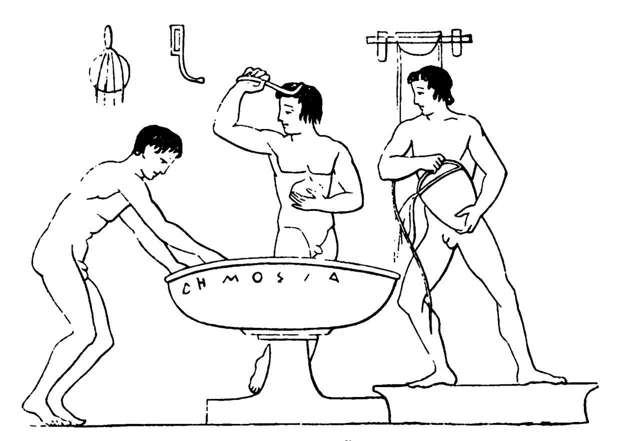


Fig. 23. Epheben, nach der Übung sich reinigend.

der mehr oder minder starken Entwickelung beteiligen konnten. Aus den beigefügten Abbildungen lernen wir die bewaffnete Hand, mit Riemen umwunden, die man

später noch mit Nägeln und Buckeln besetzte, und einen sich zum Kampfe anschickenden Jüngling kennen, der noch von dem Aleiptes eingesalbt wird. Aus der Vereinigung von schwerem Ring- und Faustkampf entstand das sogenannte Pankration, die höchste Stufe eines ver-

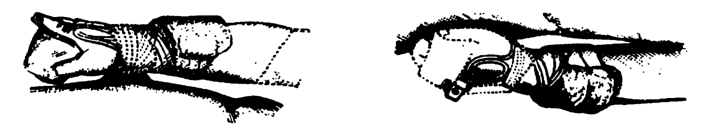


Fig. 24. Ausrüstung des Faustkämpfers.

schärften Ringens, wobei zum Schutze der Ohren besondere Decken gegen Faustschläge erwähnt werden.

Das gegenseitige Messen der Kraft und Gewandtheit, welches wir in den griechischen Ringstätten beobachten



Fig. 25. Pugilist und Aleiptes.

können, die Agonistik trieb in späterer Zeit ihre Auswüchse in der Athletik und eben das Pankration wurde die Sache der Athleten, deren wir an einer andern Stelle eingehender gedenken werden. Eines andern zusammengesetzten Agons der Jünglinge wollen wir aber hier

erwähnen, des Pentathlon, einer, wie schon der Name sagt, systematischen Verbindung von fünf Wettkämpfen und zwar von leichten, die mehr Gewandtheit erforderten, und schwereren, in denen die Kraft den Aus-

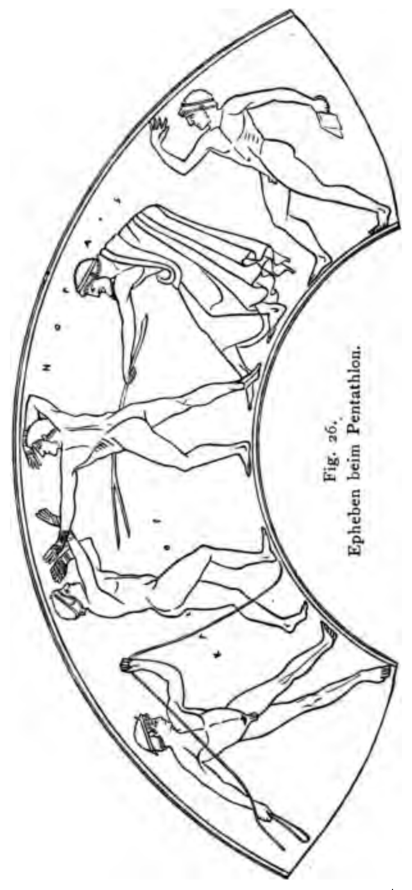


Fig. 26. Epheben beim Pentathlon.

schlag gab. Die Kunst hat uns auch mit diesem bekannt gemacht. Auf unseren Bilde sehen wir den Pädotriben, der den Faustkampf zweier Jünglinge leitet, und links neben diesem scheint ein dritter die Sprung-

weite zu messen. Auch auf Fig. 27 erscheint in der Mitte der Turnlehrer, zur einen Seite zwei Ringer, zur andern ist einer damit beschäftigt, in der Sprungbahn die

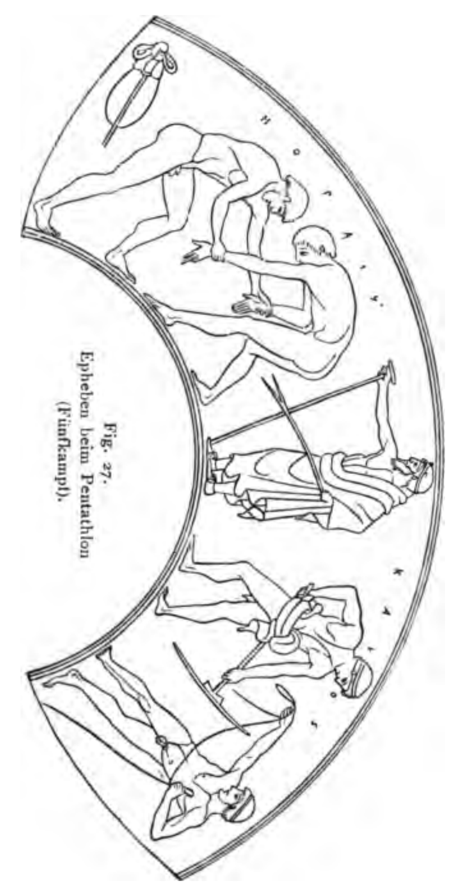


Fig. 27. Epheben beim Pentathlon (Fünfkampf).

Erde locker zu machen oder das Mal zu kennzeichnen, der andere hat ein Mefsband.

Das Pentathlon galt den Griechen als die schönste und allseitigste Leibesübung. Wie auch die Reihenfolge der fünf Wettkämpfe, deren letzter das Ringen war, ge-

wesen sein mag, die Teilnahme an diesem letzteren hing wiederum von dem Ergebnis der früheren Kämpfe ab. Mit grofser Aufmerksamkeit und Erregung folgte die Zu-



Fig. 28. Agonothet, einen Epheben bekränzend.

schauermenge diesem entscheidenden Moment, der ein ritterliches Schauspiel heifser Kämpfe beschlofs, und



Fig. 29. Sitz eines Agonotheten.

jubelte dem entgegen, der den Sieg der fünf Kämpfe auf seinem Haupte sammelte. Aber nicht nur im Gymnasion,

vornehmlich auch an den Festen, wie dem eleusinischen oder an den Panathenäen traten die Jünglinge zum Fünfkampf ein. Unsere Abbildungen (Fig. 28 u. 29) zeigen die Bekränzung eines siegreichen Jünglings und den Marmortisch des Preisrichters; zur Seite des Sitzes sehen wir einen Tisch mit Kränzen und einer Amphore, und zur Seite einen heiligen Ölbaum, dessen Öl die Amphore füllen sollte, welche der Sieger als Preis erhielt; an der Vorderseite erkennt man die Eule, das Attribut der Athene.

Zu den gymnischen Agonen der Jünglinge gehörte auch der Fackellauf. Nach Pausanias' Darstellung war



Fig. 30. Fackellauf und Ringkampf.

in der Akademie ein Altar des Prometheus, und man lief von ihm zur Stadt mit brennenden Fackeln. Es kam bei diesem Wettlauf darauf an, die Fackeln brennend zu erhalten. War die Fackel des ersten Läufers erloschen, so erhielt der zweite den Preis; wenn auch dieser sie nicht mehr brennend hatte, der dritte; war allen die Fackel ausgegangen, so trug keiner den Sieg davon. Dieses Wettspiel scheint religiösen Ursprungs zu sein.

Die hellenische Jugend war durch einen vernünftigen

Turnunterricht in den Palästren und Gymnasien frühzeitig auch im Gebrauche der Waffen aller Art zum Schutze des Vaterlandes geübt, erhielt also eine wirkliche Erziehung zum Kriege. Der Ringplatz war die Stätte, wo sich die hellenischen Jünglinge die Kraft der Körper und die Strenge guter Zucht holten, wo persönlicher Mut und Selbstvertrauen erwuchs, nicht weniger aber auch das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Waffenbrüderschaft, der treuen Liebe zum Vaterlande, dessen Grenzen die erstarkte Faust in den Tagen der Gefahr zu schirmen hatte. Dort lernten sie in der Freiheit das edelste Gut der Menschheit hegen und pflegen, dort die Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung. Jedes Städtchen hatte ein Gymnasion, eine Turnschule, öffentliche Gärten mit grofsen Übungsplätzen; schattige Alleeen durchschnitten weite Rasenplätze, und offene Hallen rahmten die Flächen ein, geschmückt mit Altären und Statuen der Gottheiten, unter deren Schutz die Jugend zur Tüchtigkeit und Schönheit ausgebildet wurde. Und wie es eines jeden gesunden Knaben Lust ist, sich mit Altersgenossen zu messen, so haben die Griechen im Knaben-, Jünglings- und Mannesalter nicht geruht, was an ihnen lag zu thun, um alle ihnen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieselben bis zur vollständigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten. Die täglichen Übungen zähmten aber auch zugleich die so leicht in jugendlichen Gemütern auflodernden Triebe und drängten verderbliche Phantasiegebilde zurück.

In dem Bewufstsein, dafs sie den Göttern alles verdankten, was sie zum Wettkampf befähigte, die Spannkraft der Muskeln, die ausdauernde Brust, die völlige Harmonie der Glieder nicht weniger wie die Stimme des Gesanges, haben die Hellenen auch eben an den Festen ihrer Götter nicht wie andere Völker ihre Fest-

freude kundgethan im Vollgenufs irdischer Güter, sie brachten nicht die Erstlingsfrüchte der Felder, die kräftigsten Tiere ihrer Herden, sie fanden ihre Freude im Wetteifer, in der Teilnahme aller an den Übungen ihrer Seelen- und Körperkräfte. Die Wettkämpfe waren ihr Dankopfer, dessen die Götter sich freuten. Chöre der verschiedenen Altersstufen traten bei einzelnen festlichen Gelegenheiten singend gegeneinander auf. In einem solchen Wechselgesange, bei dem drei Chöre, der der Alten, der jungen Männer und der Knaben auftraten, sang der Chor der Alten:

„Wir waren junge Männer einst voll Mut und Kraft."

Der Chor der Männer antwortete:

„Wir aber sind es, hast du Lust, erprob' es nur."

Der dritte Chor der Knaben fiel ein:

„Wir aber werden künftig noch viel besser sein."

Ja selbst die Schatten der aus dem Leben Abgeschiedenen ergötzten sich nach der Ansicht der Alten, die durch die Dichter noch weiter ausgeschmückt ist, noch in der Unterwelt an gymnastischen Spielen. Daher begreifen wir es, wenn auch auf Grabdenkmälern gymnastische Spiele ein beliebter Gegenstand der Kunst geworden sind. —



III.

Sport und Jagd.

Es war ein Festtag für die athenischen Jünglinge, wenn sie mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre in die Reihe der Epheben aufgenommen und als erwachsene Mitglieder der Bürgergemeinde politisch-mündig gesprochen wurden. Ein heiliges Opfer begann die Feier, und unter den zum Himmel schlagenden Flammen des Altars fiel von der Schere des Priesters das bisher lang getragene Haar der jugendlichen Schar, welche nun den kurzen über der rechten Schulter oder der Brust zusammengehefteten Kriegsmantel, die Chlamys, anlegte und in vollem Waffenschmuck am Altar den in altertümlicher Form abgefafsten Eid ablegte, in dem sie den Gesetzen zu gehorchen, die Religion zu ehren und für das Vaterland rühmlichst zu kämpfen gelobte.*) Dann folgte in

*) In Rom, wo die Erziehung des jungen Mannes mit dem siebenzehnten Jahre zum Abschlufs kam, vertauschte man am Ausgange des Knabenalters die purpurverbrämte Toga des Knaben mit der weifsen des Mannes. — Eine abgeschlossene Ephebenbildung wie in Athen finden wir bei den Römern zu keiner Zeit.

den nächsten beiden Jahren ein schwerer Vorbereitungsdienst, ehe die Epheben die Rechte der Bürger ausüben durften. Als eine Art Grenzwächter wurden sie über das Land oder die einzelnen städtischen Reviere verteilt, um Wacht- und Patrouillendienste zu thun; sie durchstreiften auf weiten Reisemärschen die attische Landschaft, lernten Wege, Ebene und Gebirge, den Parnes und Pentelikon kennen und sorgten für die öffentliche Sicherheit. Sie besetzten die Wachthäuser und Kastelle an den Grenzen und gewöhnten sich in häufigen Manövern im Freien oder unter Zelten zu lagern. Mit dem zwanzigsten Lebensjahre begann dann auch für diese, welche bislang dem Vaterlande als Epheben gedient hatten, die Verpflichtung zum Auszuge für den Kriegsfall. Die Ephebie war eine Schule für das Leben.

Die Übungen, welche in der Palästra begonnen hatten, wurden jetzt noch im Gymnasion Lykeion, welches unter den drei älteren Gymnasien vorzugsweise militärischen Zwecken diente, fortgesetzt: zu ihnen kommt aber noch Fechten und Reiten hinzu.

Für das Rofs haben die Griechen frühzeitig geschwärmt, und diese Leidenschaft hat sich auch noch in einer Zeit erhalten, wo man die Leibesübungen verachtete. So sagt Aristophanes von seiner Zeit, in der sich schon die Zeichen einer zunehmenden Lauheit in allen trefflichen Übungen bemerklich machten: „Doch die Fackel im Lauf schwingt niemand mehr mit Geschick; so fliehen sie die Ringkunst.“

Die Natur des griechischen Landes gestattete im ganzen keinen ausgedehnten Gebrauch des Pferdes; auch bei den griechischen Heeren ist mit Ausnahme von einzelnen Gegenden, wie Thessalien, die Reiterei nie von erheblicher Bedeutung gewesen. Es wurde vielmehr die

Pferdezucht als ein Luxus betrachtet, den sich nur die reichsten Bürger gestatten konnten; man suchte mit Luxus- und Rennpferden bei öffentlichen Aufzügen und Festspielen zu prunken, weshalb auch Äschylos das zügelstolze Rofs das „schmucke Kleinod in dem überreichen Prunk“ nennt. Die reichen Bewohner von Sybaris in Unter-Italien hatten Pferde, welche sie nach dem Ton der Flöte tanzen liefsen und unsere Abbildung zeigt einen Rosselenker, welcher das Pferd auf den Hinterbeinen stehen lehrt. Schon vor Pisistratus hatten die vornehmen



Fig. 31. Rosselenker.

Geschlechter durch Siege mit Rennpferden sich ausgezeichnet, der reiche Kallias mit einem Rennpferde und einem Viergespann einen Preis in Olympia sich errungen. Pisistratus aber hatte diese Passion möglichst zu unterdrücken sich bemüht, um dem Adel die Gelegenheit zu nehmen, mit dem Reichtum zu glänzen; er hatte sein Augenmerk mehr der Pflege der gymnastischen Übungen zugewendet. Nach seinem Sturze beginnt aber dieser Sport von neuem. Der reiche Alkibiades konnte sich in einer Rede ans Volk rühmen, sieben Gespanne nach

Olympia gesandt zu haben, was keiner vor ihm gethan hatte, und diese Liebhaberei hatte sich so gesteigert, dafs reiche Jünglinge ein ganzes Vermögen hierin verschwendeten, während wieder Leute, die die Leidenschaft anderer auszunutzen verstanden, sich grofse Reichtümer erwarben. Der arme Strepsiades klagt in den „Wolken“ des Aristophanes, dafs, während ihn die Sorgen um die Schulden und den Aufwand seines Sohnes nicht ruhig schlafen liefsen, sein Sohn im Traume selbst nur von seinen Rossen spricht. Wir kennen freilich die Preise edler Rennpferde nicht. Einmal wird ein Preis von zwölf Minen (900 Mark) genannt, aber die hohe Summe von dreizehn Talenten, welche für den Bukephalos Alexanders bezahlt wurde, kann unmöglich wohl ihresgleichen gefunden haben. Dieses edle Pferd wurde aber auch, als es an Altersschwäche gestorben, von seinem Herrn wie ein Freund betrauert und sein Name durch Gründung einer Stadt geehrt. Kallias gewährte seinen Rossen, welche dreimal in Olympia gesiegt hatten, ein prächtiges Grabmal neben seiner Familiengruft.

Die uns überkommenen Nachrichten über den Gebrauch des Pferdes, zunächst bei Homer, lassen dasselbe mehr zum Fahren als zum Reiten verwendet werden. Die Pferde ziehen die im Kriege üblichen Streitwagen. Homer versäumt es nicht, im Schiffskatalog, nachdem er die Fürsten genannt hat, die gen Troja ausrücken, auch die edelsten Rosse im griechischen Heere namhaft zu machen. Er zeichnet die Rosse durch eine Menge von schmückenden Beiwörtern aus, er nennt sie eilhufig, stampfend, stolzhalsig, schönmähnig, weifser als Schnee und so schnell wie der Wind. Der Dichter gedenkt auch der Anhänglichkeit der Pferde an ihren Herrn. Die Pferde des Achilleus läfst er mit ihrem Herrn trauern um den gefallenen Freund Patroklos:

Aber Achilleus' Rosse, die abwärts standen dem Schlachtfeld,
Weineten, als sie gehört, ihr Wagenlenker Patroklos
Lieg' im Staube gestreckt von der Hand des mordenden Hektor.
Ach Automedon zwar, der tapfere Sohn des Diores
Strebte sie oft mit der Geifsel geschwungenen Schlag zu beflügeln,
Oft mit schmeichelnden Worten ermahnt' er, oft auch mit Drohung;
Doch nicht heim zu den Schiffen am breiten Hellespontos
Wollten sie gehn, und nicht in die Feldschlacht zu den Achäern:
Sondern gleich der Säule, die unbewegt auf dem Hügel
Eines gestorbenen Mannes emporragt, oder des Weibes;
Also standen sie fest, vor dem prangenden Sessel des Wagens,
Beid' ihr Haupt auf den Boden gesenkt; und Thränen entflossen
Heifs herab von den Wimpern der Trauernden, welche des Lenkers
Dachten mit sehnendem Schmerz; auch sank die blühende Mähne
Wallend hervor aus dem Ringe des Jochs, mit Staube besudelt.

Plato empfiehlt in seinen Gesetzen, da wo die Landesbeschaffenheit keine Wettfahrten ermögliche, Wettrennen zu Pferde stattfinden zu lassen, wobei besondere Preise zu verteilen seien; er wünscht auch, dafs man die Knaben schon im frühen Alter aufs Pferd setze und sie reiten lehre.

Man wählte einen weichen Grund für die Bahn aus, die nicht nur zum Einfahren der Pferde, sondern auch zum Reiten diente, bestreute auch wohl den Boden mit feinem Sande. Die griechischen Pferde erscheinen unbekleidet auf unseren Abbildungen, wogegen die persischen nicht nur Decken, sondern eine Art von Sätteln zeigen. Die spätere römische Kaiserzeit kennt erst den vollständigen Sattel, während die Steigbügel den Alten überhaupt unbekannt geblieben sind. Man flocht den Tieren zierliche Zöpfe, oft mit bunten Bändern und Goldschnüren geschmückt. Die Reiter lenkten und regierten sie durch eine biegsame Gerte; ein Schlag auf die Nase war das Zeichen zum Stillstehen, eine Berührung am Halse das Zeichen zur Wendung nach links oder rechts.

Die Reitübungen wurden noch gesteigert zu kunst-


Fig. 32. Wettrenner zu Pferde.

mäfsigen Reitspielen, d. h. zu förmlichen Waffenspielen zu Pferde, welche mit den Turnierspielen des Mittelalters viel Ähnlichkeit haben mochten. Sie kamen bei verschiedenen Anlässen zur Anwendung, auch bei den Dankfesten für die Götter, und deren gab es nicht wenige. Bei den Aufzügen gelegentlich dieser grofsen Feste waren es namentlich die Epheben, die zu einer Art von Paradereitern herangezogen wurden. Das grofsartigste und älteste dieser Feste waren die Panathenäen, die vom 25.—28. Hekatombaion allmählich immer glänzender und ausgedehnter gefeiert wurden, so dafs zu dem ältesten Wagenrennen ein gymnastischer und musischer Agon hinzugefügt war. In dem grofsartigen Festzuge, dem Glanzpunkte der ganzen Feier, bildeten eine Abteilung die waffenfähigen Männer, mit Schild und Speer bewaffnet, eine andere die Epheben, eine andere die Ritterschaft in glänzender Rüstung. Auf unserer Abbildung Fig. 33 geht dem Sieger ein Herold vorauf, welcher den Sieg verkündet, ein anderer Mann folgt und trägt Dreifufs und Kranz. Die Kampfpreise bestanden nämlich, wenigstens für die gymnastischen Wettkämpfe, in einem Kranz von den Zweigen

des Ölbaumes und in einer Amphore, mit dem Öl der heiligen Ölbäume gefüllt. Auch die Rennpferde pflegten



Fig. 33. Sieger und Siegespreis im Pferderennen.

nach errungenem Siege mit Blumen und Kränzen geschmückt zu werden. Der Holzschnitt Fig. 35 zeigt die Vorbereitungen zum Opfer, welches die Weihung des Dreifufses begleitet, den die Siegesgöttin heranträgt.



Fig. 34. Panathenäische Vase.

Reiterspiele haben sich bis in die spätere griechische Zeit erhalten. Auch von Alexander dem Grofsen hören wir, dafs er nach heimatlichem Brauch auf seiner Rückkehr aus Indien das Heer gymnastische und Reiterspiele begehen liefs. Und nicht nur im griechischen Mutterlande, erst recht in den reichen Kolonialstädten Unter-

Italiens blühte dieser Sport. Münzen, deren eine nicht unbedeutende Anzahl bei Tarent gefunden, zeigen auf der einen Seite den Neptun auf einem Delphin mit einer Muschel und



Fig. 35. Opfer für einen agonistischen Sieg.

der Aufschrift des Namens der Stadt, auf der anderen einen Pferdekopf oder einen Reiter. Unser Bild, gleichfalls eine tarentinische Münze, zeigt uns einen Fackelläufer zu Pferde, ein effektvolles Spiel, welches in Griechenland vielleicht seit der Zeit des Sokrates üblich geworden ist.



Fig. 36. Fackelläufer zu Pferde.

Auch die Hauptstadt Rom huldigte dem Rennsport. Die Sage läſst nach der Schilderung Vergils Äneas vor der Stadt des Latinus wettfahrende und rossetummelnde Jünglinge treffen und Romulus läſst in bezeichnender Weise seine Römer nicht gymnische Wettkämpfe veranstalten, um ihnen Frauen zu verschaffen, sondern

Ritterspiele. Bestimmtere Nachrichten über diesen Sport der Römer erfahren wir bis in die spätere Kaiserzeit hinein, in welcher er die höchste Blüte erreichte. Pompejus und Cäsar, der Kaiser Tacitus und Gratianus und viele andere galten für ausgezeichnete Reiter. Die edeln Rennpferde folgten der Leiche des Kaisers. Der richtige Sportsman des Altertums hatte ebensogut die Stammbäume und Lebensgeschichte der berühmtesten Renner im Kopfe, wie der heutige, bei beiden ist der Sport ein Lieblingsthema der Unterhaltung.

Vergil hat jedenfalls an der genannten Stelle weit spätere Zustände und Einrichtungen mit dichterischer Freiheit in eine frühere übertragen, denn Homer spricht nur von Streitwagen, nicht von Rittern; wohl hören wir u. a. im 23. Buche der Iliade von ritterlichem Wettkampfe im Wagenrennen. Dort heifst es:

Alle betraten die Sessel und warfen die Los', und Achilleus
Schüttelte; plötzlich entsprang Antilochos' Los aus dem Helme;
Nächst dem Nestoriden gewann der Herrscher Eumelos;
Diesem zunächst der Atreide, der streitbare Held Menelaos;
Hierauf traf das Los den Meriones; aber zuletzt traf
Tydeus tapferen Sohn das Los die Rosse zu lenken.
Alle gereiht nun standen; es wies das Zeichen Achilleus
Fern in dem flachen Gefild'; und dabei zum Schauer bestellt er
Phönix, den göttlichen Held, den Kriegsgefährten des Vaters,
Wohl zu bemerken den Lauf, und alles genau zu verkünden.
Alle zugleich nun schwangen empor auf die Rosse die Geifseln,
Schlugen zugleich mit den Riemen, und schrien lautdrohende Worte,
Heftigen Muts; und in Eil entflogen sie durch das Gefilde,
Schnell von den Schiffen hinweg; und emporstieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich, oder dem Sturmwind;
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jetzo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jetzo durchstürmten die Luft die Erhobenen. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es schlug ihr Herz in den Busen
Laut vor Begierde des Siegs, und jeglicher drohte den Rossen
Mächtigen Rufs; und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder.

Homer kennt Zwei-, Drei- und Viergespanne, zwei- und vierräderige Fuhrwerke. In der geschichtlichen Zeit hatten die kunstvolleren Wagen vierspeichige Räder und waren für eine Person eingerichtet, welche gewöhnlich stand, bisweilen jedoch auch auf einem vor die hintere Öffnung gelegten Brette safs. Der Lenker führte die Leine meist in der Linken, die Peitsche oder den Stachelstecken in der Rechten.

Es hat seit den ältesten griechischen Zeiten nicht für unedel gegolten, mit Wagen und Pferden umzugehen; die Söhne des Priamos und die Brüder der Nausikaa schirren die Wagen selbst ab und an. Zu denjenigen, welche in der historischen Zeit Hervorragendes leisteten, gehörte Annikeris aus Kyrene, der es verstand, in der Rennbahn mit seinem Wagen bei wiederholter Umfahrt genau immer dieselbe Spur des Geleises einzuhalten. Eine passende Stellung erhielt dieser Sport im kaiserlichen Rom. Wir werden später noch Gelegenheit finden, dieser Lust mit Rofs und Wagen umzugehen, bei unserer Darstellung der mit Rennen und Fahren verbundenen Feste, der olympischen und circensischen Spiele ausführlich zu gedenken. Hier mag nur noch erwähnt sein, dafs die Rennbahn von Athen im Süden der Stadt, im Demos Echelidai lag, wo auch die panathenäischen Rennen stattfanden. Sie betrug in einmaligem Umlauf vier Stadien und in ihren Schranken galt es, auch im Laufe der Rosse vom Wagen ab- und wieder aufzuspringen, worüber uns Fig. 37 belehrt.

Wir kommen zu einem anderen Vergnügen, das für Griechen und Römer fesselnd war, dem Schwimm- und Rudersport. Es ist ja allgemein bekannt, dafs im klassischen Altertume ein Bad zu den täglichen Lebensbedürfnissen gehörte, selbst dem Fremden, der das gastliche Haus betrat, wurde ein erfrischendes Bad bereitet. Aus unscheinbaren

Anfängen ist das griechische Bad erwachsen. Die Bäder im Gymnasion kennen wir schon, und in der Zeit der Diadochen entstanden grofsartigere Thermenbauten, die



Fig. 37. Apobat.

Vorbilder der Thermen der Kaiserstadt Rom. Sollte deshalb bei dieser Vorliebe der Südländer für das erfrischende Bad die Annahme zu kühn sein, dafs die Grie-

chen der östlichen wie westlichen Länder die Fertigkeit im Schwimmen besafsen, natürlich soweit die örtlichen Verhältnisse es gestatten? Das Sprichwort: „Er kennt weder die Buchstaben noch die Schwimmkunst" bestätigt diese Annahme. Und Plato sagt einmal: Mag jemand in einen kleinen Teich oder mitten ins grofse Meer fallen, schwimmen mufs er können. — Unter allen Griechen hielt man die Bewohner der Insel Delos für die besten Schwimmer.

Wo immer die Gelegenheit sich bot, werden die Knaben schon schwimmen gelernt und in dieser Kunst sich gemessen haben. Wir kennen die Bade- und Schwimmübungen der jungen Spartaner im Eurotas, wir wissen, dafs während der Kämpfe Porsenas vor Rom jene unerschrockene Clölia mit ihren Gefährtinnen, einer ganzen Schar von Jungfrauen, beim Baden im Tiber von feindlichen Vorposten plötzlich überfallen durch Schwimmen sich rettete. Es war mehr als ein blofses Bedürfnis, den Körper von Staub zu reinigen, die Römer besonders legten auf die Schwimmkunst aus militärischen Rücksichten einen hohen Wert. Und wie die Spartaner nach der Übung im Dromos die kühlen Fluten des Eurotas aufsuchten, so erquickten sich die Römer nach den Anstrengungen auf dem Campus Martius durch ein Flufsbad im Tiber. Der Kaiser Augustus hat nach Sueton in eigener Person seine Enkel im Schwimmen unterrichtet. Über ein besonderes Schwimmspiel bei den Griechen sagt Pausanias: In der Nacht vor dem Entscheidungstage wurde durch das Los bestimmt, über welche Brücke jede der beiden wetteifernden Scharen gehen sollte, ob über die mit der Statue des Herakles oder über die mit dem Bildnisse des Lykurgos. Am folgenden Tage begaben sie sich vor Mittag auf den Kampfplatz und kämpften daselbst einen wilden, waffenlosen Kampf mit Händen

und Füfsen, Zähnen und Fingernägeln, Mann gegen Mann. Endlich stürzten sie in Massen und in heftigem Anprall aufeinander los und stiefsen sich gegenseitig in das Wasser des Euripus. So mafsen die Griechen in allen Stücken ihre Kräfte.

Einen gleichen Wetteifer entwickelten die griechischen Jünglinge im Rudersport, und es ist erklärlich, dafs gewisse Schwimmer- und Taucherübungen bei solchen Ruderkämpfen unentbehrlich waren. Für diese Art Lust waren besonders die Ajasfeier auf Salamis und das Fest der Artemis Munychia in Athen für die Jünglinge

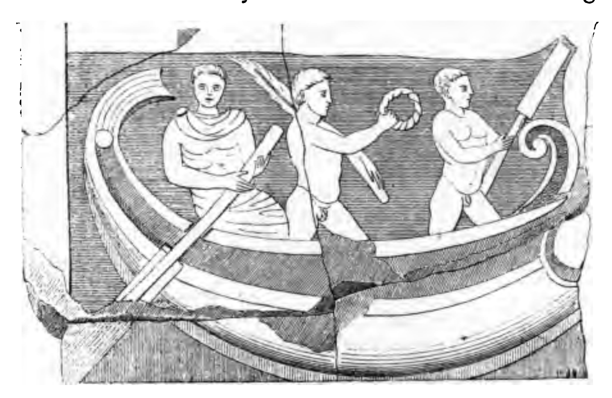


Fig. 38. Ruder-Regatta.

wichtig. An beiden veranstalteten sie eine Wasserfahrt, die als eine Art Regatta oder Ruderwettfahrt ausdrücklich und wiederholt hervorgehoben wird. Sie fuhren vom Hafen Peiräeus aus um die munychische Halbinsel herum bis zum Hafen Munychia, wo sich am Ufer ein Tempel der Göttin befand, der Mittelpunkt des Festes am 16. Munychion. Später fuhr man auch im Ruderwettstreit nach Salamis hinüber; das Ajasfest, bei dem sie gewissermafsen eine Art Schlacht von Salamis spielten, war dort der Mittelpunkt der Feier. In anderen griechischen Städten

wie Hermione in Argolis, in Egesta, fanden gleichfalls Wettkämpfe im Tauchen und Rudern statt. Auch in den Städten Italiens wurde solcher Sport gepflegt, besonders in Bajä, das der Reiche aufsuchte, nicht um seine Gesundheit zu kräftigen, sondern um hier den ausgesuchtesten Vergnügungen mitten in der vornehmen Welt zu leben, in jenem Badeorte, den Martial nennt „das goldene Ufer der seligen Liebesgöttin, das holde Geschenk der stolzen Natur“. Dort wo am Rande des Meeres oder gar ins Meer hinausgebaut, wie Horaz singt:

> „Das Meer sogar, das gegen Bajä brauset,
> Wegzudrängen strebst du,
> Nicht reich genug durchs feste Land dich dünkend.“

zahlreiche herrliche Villen lagen, dort wo alles zu seliger Weltvergessenheit einlud, bestand eines der Hauptvergnügungen in Wasserfahrten an der Küste. Zahllose bunte Barken und Gondeln schaukelten auf den sanften Wogen oder mafsen sich in Wettfahrten. Die Bahn, welche die Kähne durchfuhren, wurde mit Rosen bestreut. Auch eine fürstliche Prachtgaleere steuerte wohl durch die blaue Flut. Spiele und Feste, in solcher Umgebung doppelt zauberisch, reihten sich in ununterbrochener Folge aneinander.

Zu derselben Zeit als in solchen Luxusbädern Sittlichkeit und Familienleben aus allen Schichten der Gesellschaft geschwunden war, als sinnliche Genüsse die Götter des Tages wurden, als die Bäder sich in eine Herberge des Lasters verwandelten, da arteten auch in Rom die Spiele aus und in den Wasserfahrten trat derselbe Mifsbrauch zu Tage.

Man erblickte bei solchen Gelegenheiten, erzählt Martial einmal, junge Mädchen und selbst Männer als Nymphen und Nereiden verkleidet, die auf einem Wagen gleich dem der Meergötter safsen und die verschiedensten

Figuren auf der Oberfläche des Wassers beschrieben. Die Schwimmer stellten zuerst einen Dreizack dar, dann bildeten sie in mannigfachen Verschlingungen einen Anker, ein Ruder oder Schiff; diese Figuren verwandelten sich dann plötzlich in eine andere, welche das Gestirn des Kastor und Pollux darstellte; hierauf erschien das Bild eines vom Winde geschwellten Segels. In solcher Weise führten Schwimmer und Schwimmerinnen auf dem Wasser dieselben dem Geschmack der Zeitgenossen zusagenden mythologischen Scenen auf, wie die Pantomimen mit erstaunlicher Kunst auf der Bühne.

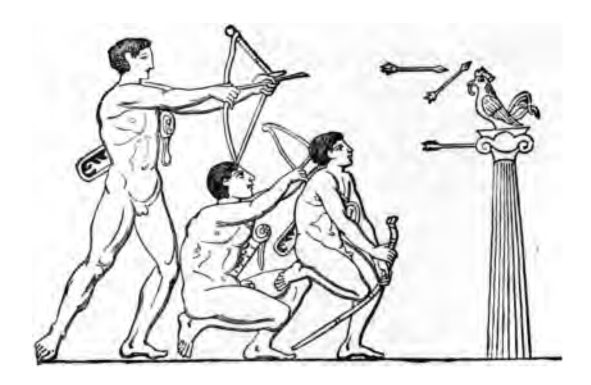


Fig. 39. Bogenschützen, sich übend.

Wir begleiten ferner Jünglinge und Männer auf die Jagd. Als Vorbereitungen zur Ausübung der Jagd mag man das Pfeilschiefsen ansehen. War auch dasselbe in der heroischen Zeit keine Übung für angehende Jünglinge, am allerwenigsten für noch nicht erwachsene Knaben, waren es Übungen, die selbst den Freiern der Penelope Mühe machten, so ist in der historischen Zeit hierin ein Umschwung erfolgt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Anfänger im Pfeilschiefsen ein Heubündelchen auf eine Stange steckten und aus einer sehr mäfsigen

Entfernung nach diesem Ziele schossen. Auf unserer Fig. 39 sieht man drei jugendliche Bogenschützen, welche ihre Pfeile nach einem Hahn auf einer Säule richten, in verschiedener Stellung. — Plato empfiehlt das Bogenschiefsen schon für Kinder vom sechsten Jahre an.

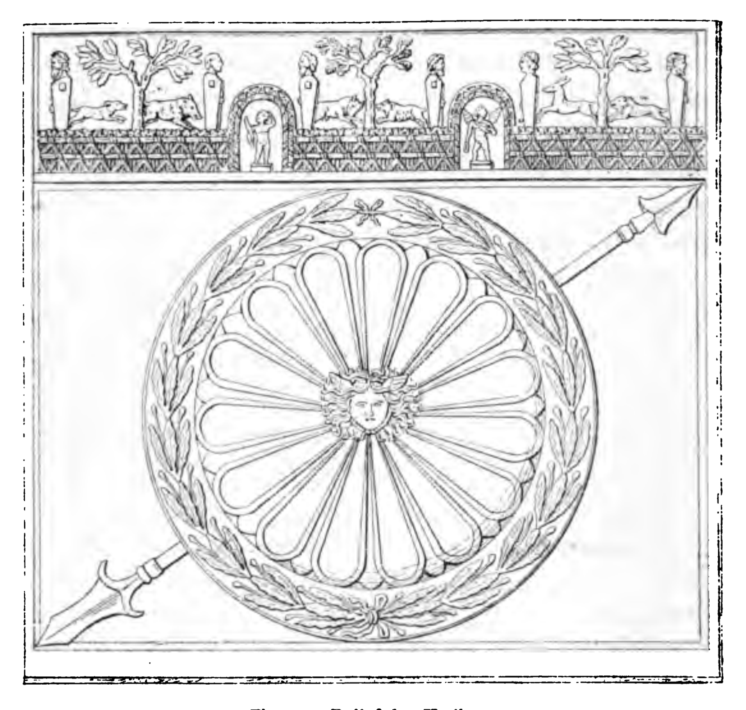


Fig. 40. Relief des Vatikan.

Sodann benutzte man auf der Jagd den Speer, mit welchem man schon in der Palästra umzugehen gelernt hatte. Dieser gröfsere, den die Knaben bei ihren täglichen Übungen noch nicht schleuderten, hatte eine grofse eiserne Spitze und einen starken Schaft, und war aufserdem hinter der Spitze mit Blei beschwert. Es gab ihrer

verschiedene Arten. Das Relief zeigt das Fangeisen und in seinem oberen Teile einen römischen Wildpark.

Chiron, der bekannte Erzieher so vieler Heroensöhne, erteilte seinen Zöglingen Unterricht in der Kunst des Jagens, und manche Jagden aus der heroischen Zeit haben wie die des kalydonischen Ebers eine mythische Berühmtheit erlangt. Auch die homerischen Helden lagen dem edeln Waidwerk ob, Artemis selbst, die schlanke, leichtfüfsige Jägerin, hatte den tüchtigen Jäger das Wild zu erlegen gelehrt, soviel auf den Bergen der Wald nährte. Homer beschreibt das goldene Mantelschlofs des Odysseus, auf welchem ein Jagdhund abgebildet ist, der ein zappelndes Hirschkalb würgt; derselbe Dichter vergleicht die beiden Ajax mit dem noch im Fliehen furchtbaren Eber. Er sagt:

Gradan rannten sie nun, wie die Hunde der Jagd auf ein Wildschwein
Stürzen, das blutet vom Speer, voran den blühenden Jägern;
Anfangs laufen sie zwar, es hinwegzutilgen verlangend;
Aber sobald es zu ihnen sich kehrt, der Stärke vertrauend,
Weichen sie alle zurück und zerstreuen sich dorthin und dahin.

Es diente die Jagd teils zum Vergnügen teils zum unmittelbaren Nutzen. Man verfolgte zu Pferde und zu Fufs die vierfüfsigen Tiere mit Hunden und suchte ihrer im Lauf mit Hieb und Schufs habhaft zu werden. Aufserdem bediente man sich der Fangnetze, die halbmondförmig an solchen Orten aufgestellt wurden, nach denen hin das Wild zu flüchten pflegte. Hauptsächlich galt die Jagd den Spartanern auch als eine zweckmäfsige Leibesübung, als eine vortreffliche Vorschule für den Krieg, als ein ritterliches Vergnügen. Das Gesetz selbst forderte die späteren Dorier zur Jagd auf, welche Abwechselung und Abenteuer bot. Der hohe und rauhe Taygetos und seine Äste waren unerschöpflich an Hirschen, Bären und Wildschweinen, zu deren Jagd die lakonischen

Hunderassen vorzüglich geeignet waren. (Der Hund des Alkibiades kostete 5250 Mark.) In gröfserer Jagdgesellschaft stiegen die Jäger, mit kretischen Jagdstiefeln angethan, in den steilen Schluchten umher und folgten aufmerksam der Fährte der Tiere. Das Wild galt ihnen wie eine Kriegsbeute, und die auf der Jagd erlebten Abenteuer dienten lange Zeit hindurch bei den spartanischen Syssitien als Gesprächsstoff*). Und in Mace-



Fig. 41. Eberjagd.

donien mufsten die jungen Männer so lange stehend die Mahlzeit geniefsen, bis sie ein Wildschwein erlegt hatten. Weit grofsartiger als in der früheren Zeit scheint aber die Jagd im Zeitalter der Diadochen ausgeübt zu sein. Die Jagd, die eine beliebte Belustigung der Römer gewesen war, ging bald als Tierhetze in den römischen Circus und das Amphitheater über. „Die Jagd war einst,“ sagt Plinius, „die erste Probe, das Vergnügen der

*) Das elende Leben des von den Jägern verfolgten Hasen, der auch in Griechenland das gewöhnliche Jagdobjekt war, wurde die Veranlassung zu dem griechischen Sprichwort: „Der Hase läuft um sein *Fleisch*“ *oder* „Er führt das Leben eines Hasen.“

Jugend; in diese Kunst wurden die späteren Feldherren eingeweiht, mit dem fliehenden Wilde im Laufe zu wetteifern, und zwar mit dem mutigen in der Ausdauer, mit dem listigen in der Verschlagenheit; es galt für keinen geringen Ruhm im Frieden, den Einfällen der wilden Tiere in die Felder ein Ende gemacht zu haben."

Der Fischfang scheint von den edleren Familien niemals als Vergnügen behandelt zu sein; er war ein Gewerbe.



Fig. 42. Fuchsfalle.

Im ganzen sind Jagdscenen weit seltener auf unseren bildlichen Darstellungen als etwa die gymnastischen. Von den verschiedenen Wurf- und Schufswaffen scheint man auf der Jagd die Schleuder am wenigsten gebraucht zu haben. Das kommt schon daher, weil die Jünglinge als zukünftige Hopliten mehr mit dem Speer als der Schleuder übten. Ganz anderer Fertigkeiten im Gebrauche der Schleuder rühmten sich die Bewohner der Balearen.

Diese brachten es, so berichtet Diodor, dadurch in ihrer Kunst so weit, dafs die Mutter ihre Kinder im ganz jugendlichen Alter anhielt, beständig die Schleuder zu führen. Sie hing ihnen als Ziel ein Stück Brot an das Ende einer Stange und liefs sie solange fasten, bis sie das Ziel getroffen hatten; das heruntergeworfene Brot diente ihnen dann als wohlverdiente Nahrung. —



IV.

Das Knöchel- und Würfelspiel.

Wie bei volkstümlichen Spielen sich immer wieder von selbst Neuerungen und Abarten bilden, so ist auch bei den meisten der Ursprung nicht mehr zu erkennen: ebenso beim Knöchel- oder Astragalenspiel der Alten. Herodot erzählt in Bezug auf das hohe Alter des Spieles, dafs unter der Herrschaft des Atys, des Sohnes des Manes, welcher der Stammvater der lydisch-phrygischen Nation und älteste Landeskönig war, die Lyder zur Zeit einer Hungersnot das Würfel-, Knöchel-, Ball- und andere Spiele mit alleiniger Ausnahme des Schachspieles erfunden hätten. Sophokles schreibt die Erfindung dem Palamedes, Plato einem ägyptischen Gotte zu; beide geben sonach fremden Ursprung an. Als weiterer Beweis für das Alter dieses Spieles mag die Überlieferung gelten, dafs Zeus, als er den schönsten der Sterblichen, Ganymedes, durch seinen Adler in den Himmel entführt hatte, den sich nach den Spielgenossen auf dem Ida zurücksehnenden Knaben

damit getröstet habe, dafs er mit dem ewig jungen Eros spielen und gar viele Knöchel haben könne; ja der Vater Zeus scheint es nicht verschmäht zu haben, mit seinem Geliebten dessen Lieblingsspiel zu spielen. Nach Apollonius bedienten sie sich goldener Knöchel.

Es war zunächst ein Spiel der Kinder. Aus der gemeinsam verlebten Jugendzeit gedenkt der Schatten des Patroklos, als er dem schlafenden Achilleus erscheint, des Knöchelspieles; in der Odyssee dagegen wird dieses Spieles nicht erwähnt. Die Kinder baten nach Aristophanes den Vater, ihnen Spielknöchel zu schenken; fleifsige Schüler erhielten sie auch als Schulprämie nach einem Epigramm des Asklepiodotos:

„Von Spielknöcheln trug, obsiegend unter den Knaben
Durch preiswürdige Schrift, Konnaros achtzig davon.“

Plutarch erzählt in der Lebensbeschreibung des Alkibiades, dafs dieser als Knabe auf der Strafse Knöchel spielte und einen heranfahrenden Wagenlenker bat anzuhalten, weil die Knöchel in die Wagenspur gefallen waren. Als dieser seinem Wunsche nicht nachkommen wollte, warf sich Alkibiades in knabenhaftem Trotz vor den Wagen. Man mag aus dieser bekannten Anekdote schliefsen dürfen, dafs selbst die Knaben aus vornehmen Familien mit ihren Genossen auf der Strafse das Knöchelspiel leidenschaftlich betrieben haben. Ein gleiches Interesse erregte das Spiel den Römern, und besonders bei den Gelagen gab man sich dem entwickelteren Würfelspiel hin. „Welchen König mag Venus uns beim Trunk erkiesen?“ Mit dieser Frage, die auf die Erlosung des Präses durch den Würfelfall Bezug hat, setzte man sich an die Tafel, an der alsbald der Becher kreiste; ja selbst die Freudlosigkeit im Schattenreich zeichnet Horaz nicht ohne Humor, wenn er sagt, dort pflege man nicht

mehr die Knöchel zu werfen um die Würde eines Symposiarchen.

Von diesem Knöchelspiele lassen sich zwei Arten unterscheiden. Bei dem einen benutzten die Kinder die Knöchel ebenso wie Steinchen, Bohnen, Nüsse, Eicheln nur als Spielmarke. Mit ihrer Hilfe spielten sie das früher erwähnte Paar oder Unpaar, ein Spiel, welches den Übergang bildete zu den Gesellschaftsspielen im engeren Sinne oder den eigentlichen Gewinnspielen. Wir kennen ferner das Kreisspiel, bei welchem man die Astragalen und anderes Spielmaterial innerhalb eines gezogenen Kreises hineinzuwerfen und möglichst die innerhalb des Kreises liegenden Astragalen der Mitspielenden durch den Wurf aus demselben herauszubringen suchte, ohne dafs der eigene Astragalos aufserhalb zu liegen kam. Man unterschied ferner ein „Tropa", etwa Grübchenspiel, bei dem der Spielende seine Knöchel, Nüsse oder was er sonst hatte, aus einer gewissen Entfernung in ein Loch werfen mufste. Wer hineintraf war der Sieger. Gelang der Wurf keinem, so versuchte ähnlich wie bei dem entsprechenden Spiele unserer Jugend, welches in den verschiedenen Gegenden unter verschiedenen Namen auftritt, derjenige, dessen Astragal dem Grübchen am nächsten lag, ihn mit der Hand in das Loch hineinzurücken und gewann ihn, wenn er denselben glücklich stiefs. Im andern Falle versuchte der nächste Spieler dasselbe oder er bemühte sich den näher liegenden Spielknöchel durch Anstofsen von dem Loche zu beseitigen, um so wenigstens das Gewinnen eines andern zu erschweren. Pollux nennt ein besonders vom weiblichen Geschlecht mit Hilfe der Knöchel gespieltes Fünfsteinspiel, welches besondere Geschicklichkeit erforderte. Dabei warf man fünf Astragalen in die Höhe und fing dieselben mit der äufseren Handfläche wieder auf, wäh-

rend man die etwa auf die Erde gefallenen mit den Fingern derselben Hand aufzugreifen suchte. Unser Bild zeigt die fünf Göttinnen Latona, Niobe, Diana, Aglaia und Hileaira, von denen die beiden letzten das Spiel



Fig. 43. Das Knöchelspiel.

spielen. Auf einem andern Gemälde sieht man die Kinder der Medea ahnungslos Astragalen spielen, während die verzweiflungsvolle Mutter das Mordmesser hinter ihnen bereits erhebt.

War bei diesen Spielen mit Knöcheln die äufsere Gestalt derselben gleichgültig, so beanspruchte das zweite wichtigere ganz besonderes Material. Nach der neuesten Untersuchung*) befindet sich der Knöchel, welcher hier als Spielmaterial in Betracht kommt, in dem Gelenk des

*) Bolle, das Knöchelspiel der Alten. Wismar, 1886.

Hinterbeines von Schafen, Ziegen oder Kälbern als Bindeglied der beiden Schenkel. Er kommt nur im Hinterschenkel vor, und in jedem Hinterbein ist nur ein derartiger Knöchel, der noch heute in der Anatomie unter dem Namen Talus oder Astragalus geht. Der Knöchel hat zwei breite Seiten, von denen die eine convex, die andere concav ist, und zwei schmale, von denen die eine etwas eingedrückt, die andere voll ist.

Nach angestellten praktischen Versuchen mit solchen Tierknöcheln hat sich ergeben, dafs die concave und convexe Seite am leichtesten beim Wurf nach oben oder unten fallen, und nur der Zufall oder irgend eine Laune mufs darüber entschieden haben, welcher der Seiten der Knöchel man den gröfsten, welcher den niedrigsten Wert beilegte. Die Spielweise der Kinder mit solchen Knöcheln, wobei es nicht wie bei der ersten Spielart auf Übung und Geschicklichkeit, sondern nur auf das glückliche Fallen der einzelnen Knöchel ankam, war etwa folgende: Jeder Mitspieler warf einen oder mehrere Knöchel hin, und derjenige, welcher den besten Wurf gethan hatte, gewann Knöchel von dem andern. Auch dies bestätigen die Kunstdenkmäler. So spielen nach einer Reliefdarstellung auf einem Sarkophage zwei Eroten diese Art des Spieles. Zwischen ihnen liegen zwei Astragalen, und der eine Eros zeigt triumphierend auf den einen Knöchel, während der andere offenbar betrübt die Hand vor das Gesicht legt. Hier sitzt in einer Marmorgruppe auf einer Basis ein Kind und schaut verstimmt auf den vor ihm liegenden Knöchel, während das andere voller Freude sechs Knöchel an die Brust drückt und seiner Freude über den Gewinn Ausdruck geben will. Wieder auf einer andern Abbildung Fig. 44 hat das eine Mädchen eben mit der rechten Hand einen Knöchel geworfen, auf dessen Ausfall es gespannt ist; die linke hält noch vier Knöchel.

Das zweite Mädchen verfügt ebenfalls über vier Knöchel in der linken, während es mit der erhobenen rechten gerade zwei fallen lassen will. Im neunten Buche des Pollux werfen drei junge Mädchen mit einem Knöchel dreimal; der schlechteste Wurf soll sie darüber vergewissern, wer von ihnen zuerst in den Hades hinabsteige.



Fig. 44. Knöchelspiel.

Noch bis auf den heutigen Tag ist das Astragalenspiel, das uns Schriftsteller und Kunst vergegenwärtigen, bei der griechischen Kinderwelt beliebt. Ulrichs sagt in seinen „Reisen und Forschungen in Griechenland“: „Die arachobitischen*) Knaben spielten mit dem Astragalus. Das ist ein kleiner vierseitiger, an zwei Enden abgerundeter Knöchel, so gebaut, dafs er auf einer ebenen Fläche nur vier verschiedene Würfe giebt, bei denen die nach oben gekehrte Seite die Geltung bestimmt. Der

*) Arachoba ist ein Ort am Parnassos.

gewöhnliche Wurf ist der, wo die runde Erhöhung des Astragalus nach oben gekehrt ist und heifst Bäcker oder Esel. Dann folgt der Dieb, wenn der Astragalus die Höhlung nach oben kehrt. Seltener ist der Vezir, der Wurf, wo die kleine glatte Fläche oben steht. Der seltenste von allen Würfen ist der König, wo die Seite nach oben gewandt ist, die einem Ohre ähnlich sieht und dem Vezir gegenüber liegt. Ein fünfter Wurf, der Hahn, wenn der Astragalus aufrecht auf einem der abgerundeten Enden steht, kann nur stattfinden, wenn er sich irgendwo anlehnt, und gilt deswegen nicht. Zahlen werden auf dem Astragalus nicht angebracht."

Verwickelter als bei Kindern war das altgriechische Spiel mit Astragalen von seiten der Erwachsenen. Diese spielten mit vier Astragalen und warfen sie entweder aus freier Hand oder aus einem Becher von Horn, Buchsbaum, Metall u. dgl. auf die Erde, den Tisch oder eine andere Platte. Man nimmt an, dafs dieser Becher oben enger gewesen sei als unten, auch hatte er im Innern Stufen, über welche der Würfel springen mufste. Zu einem besonderen Spielbrette forderte die ganze Art des Knöchelspieles nicht auf und besonders dann nicht, wenn der Spielbecher beim Trinkgelage herumging. Eher noch konnte ein solches Verwendung finden, wenn zwei oder drei Spieler allein spielten; ein solches Spielbrett hatte einen erhöhten Rand.

Man spielte, wie gesagt, mit vier Knöcheln, von denen jeder nur vier Seiten hatte, auf die er fallen konnte; denn auf den beiden abgerundeten Seiten konnte er nur stehen bleiben, wenn er an einem andern Astragal eine Stütze fand, fiel aber, sobald man ihm die Stütze entzog. Die concave Seite zählte drei, die convexe vier, die dritte, gewöhnlich Chios oder der Hund genannt, einen, und die letzte sechs Points. Je zwei gegenüber-

stehende galten sieben, die Werte zwei und fünf fehlten. Mit vier Würfeln, von welchen jeder vier Seiten hat, deren Points gezählt werden, lassen sich 35 Würfe thun und zwar folgende:

1) 1 . 3 . 4 . 6 = 14.
2) 1 . 1 . 1 . 1 = 4.
3) 3 . 3 . 3 . 3 = 12.
4) 4 . 4 . 4 . 4 = 16.
5) 6 . 6 . 6 . 6 = 24.
6) 1 . 1 . 1 . 3 = 6.
7) 1 . 1 . 1 . 4 = 7.
8) 1 . 1 . 1 . 6 = 9.
9) 3 . 3 . 3 . 1 = 10.
10) 3 . 3 . 3 . 4 = 13.
11) 3 . 3 . 3 . 6 = 15.
12) 4 . 4 . 4 . 1 = 13.
13) 4 . 4 . 4 . 3 = 15.
14) 4 . 4 . 4 . 6 = 18.
15) 6 . 6 . 6 . 1 = 19.
16) 6 . 6 . 6 . 3 = 21.
17) 6 . 6 . 6 . 4 = 22.
18) 1 . 1 . 3 . 3 = 8.
19) 1 . 1 . 4 . 4 = 10.
20) 1 . 1 . 6 . 6 = 14.
21) 3 . 3 . 4 . 4 = 14.
22) 3 . 3 . 6 . 6 = 18.
23) 4 . 4 . 6 . 6 = 20.
24) 1 . 1 . 3 . 4 = 9.
25) 1 . 1 . 3 . 6 = 11.
26) 1 . 1 . 4 . 6 = 12.
27) 3 . 3 . 1 . 4 = 11.
28) 3 . 3 . 1 . 6 = 13.
29) 3 . 3 . 4 . 6 = 16.
30) 4 . 4 . 1 . 3 = 12.
31) 4 . 4 . 1 . 6 = 15.
32) 4 . 4 . 3 . 6 = 17.
33) 6 . 6 . 1 . 3 = 16.
34) 6 . 6 . 1 . 4 = 17.
35) 6 . 6 . 3 . 4 = 19.

(Bei den sechsseitigen Würfeln gab es mit drei Würfeln 56, mit zwei Würfeln 21 verschiedene Würfe.)

Die Würfe selbst hatten, ganz wie bei unserem heutigen Würfelspiel, verschiedene Namen; sie waren nach bestimmten Göttern, Heroen, Königen, berühmten Männern oder Hetären benannt, andere trugen ihre Namen nach charakteristischen Begebenheiten. Besonders mit Namen aufgeführt sind: Aphrodite, Midas, Solon, Darius, Alexander, Antigone, Stesichoros, Graus (altes Weib), Locke der Berenice, die Cyklopen, Euripides u. a. Eine Anzahl derselben läſst sich schlecht wiedergeben, ebenso wenig kennen wir von den meisten den Wert. Von römischen Würfen kennen wir mit Namen: Venus, die Hunde, den König, die Geier. Der Stesichoros der Griechen galt acht und konnte also aus 3. 3. 1. 1. ge-

bildet werden. Der Euripideswurf galt vierzig. Man unterschied gute, schlechte und mittelmäfsige Würfe.

Nach der Tabelle ist der höchste Augenwurf 24 und zwar 6.6.6.6. Woher erklärt sich nun der hohe Zählwert (von 40 Points) des Euripideswurfes? Wollte man unter den verschiedenen Würfen irgend einen besonders auszeichnen, so hätte man ihm an sich nicht einen so hohen Wert beizulegen nötig gehabt, dann genügte schon der Wert 25, womit man jeden andern Wurf geschlagen hätte. Es wird daher angenommen, dafs man, wie beim modernen Kegelspiel, gewöhnlich zweimal warf und die einzelnen Points addierte. In diesem Falle versteht man den hohen Zahlenwert; denn wenn der Spieler, welcher im ersten Wurf den Euripides geworfen, im zweiten den schlechtesten warf, so hatte er doch durch den ersten einen Vorteil, welcher den schlechten zweiten wieder aufwog. Dieser schlechteste aller Würfe, Hund bei Griechen und Römern genannt, war 1 . 1 . 1 . 1, und es mag nicht unwahrscheinlich sein, dafs derselbe statt zu vier nur zu einem Auge gezählt wurde. Dann galten beide Würfe zusammen 41 Augen, welche Summe nur überholt werden konnte von zwei Würfen von je 6 . 6 . 6 . 3 oder 6 . 6 . 6 . 4; galt der Hund aber vier, so kam ihm zweimal 6.6.6.4 gleich und 6.6.6.6 überholte ihn. Wenn man aber annehmen zu müssen geglaubt hat, dafs jeder aus vier gleichen Zahlen bestehende Wurf, also 3 . 3 . 3 . 3 und 4 . 4 . 4 . 4 und 6 . 6 . 6 . 6 weniger gegolten habe als sein Augenwert, so ist das unwahrscheinlicher. Dennoch ist aber wohl zu vermuten, dafs gewisse Würfe mehr gezählt haben als eigentlich Augen lagen.

Der Name Euripides für den besten Wurf stammte aus der Zeit kurz nach dem Ende des peloponnesischen Krieges. Als nämlich nach dem Sturze der dreifsig

Tyrannen vierzig Prostatai (gewöhnlich die Vierzigmänner genannt) aufgestellt wurden, und unter ihnen sich ein gewisser Euripides befand, der eine anfangs vom Volke gepriesene, später getadelte Steuer des Vierzigsten beantragte, wurde sein Name im willkommenen Wortspiel auf diesen Wurf bezogen und später auch jenes bekannteren tragischen Dichters Name von den Komikern mit demselben in Verbindung gebracht. Der Wurf selbst ist der in der Tabelle zuerst angeführte, dessen Würfel 1. 3. 4. 6. zeigen; jeder Würfel giebt einen andern Wert, es ist derselbe Wurf, welchen die Römer Venus, vielleicht die älteren Griechen Aphrodite genannt haben, der bekannte Wurf, der auch beim Mahle den Symposiarchen — Zechkönig — ernannte. Bei dem Würfeln um diese Würde scheint allerdings jeder Gast nur einmal geworfen zu haben; gelang der entscheidende Wurf mehreren in der Runde, so fand natürlich ein Abwerfen zwischen ihnen statt. Dafs auf den einzelnen Astragalen die Zahlenwerte irgendwie bezeichnet waren, ist an sich nicht unmöglich, aber nach der Gestalt derselben auch nicht notwendig. Die griechische Litteratur hat uns auch mit einem Rätsel bekannt gemacht, dessen Lösung diese Astragalen sind. Sie werden in dem Rätsel Brüder genannt, welche die Sonne nicht schauen, so lange sie in den Gebeinen der Tiere sind, erst mit dem Tode der Tiere kommen sie in die Hand des Menschen und sehen dann die Sonne. Es lautet:

Leibliche Brüder besitze ich zwei, von ähnlicher Bildung,
Aber die Sonn' erschauen sie nicht, so lange sie leben.
Sind sie gestorben jedoch und fafsten die sterblichen Hände,
Schauen die Sonne sie doch und kämpfen gegen einander.

Neben den Knöcheln von den genannten Tieren galten die von Rehen und Gazellen für besonders *schön.* Es wurde aber die natürliche Gestalt der Knöchel

auch dann beibehalten, als man dieselben späterhin in Elfenbein, Metall, Krystall und Achat nachbildete. Daraus entstanden die eigentlichen Würfel, mit denen man ebenso spielte wie mit den Knöcheln, deren man sich aber in Rom sehr viel zum gewerbsmäſsigen Hazardspiel bediente. Auch die Bezeichnung der einzelnen Würfel, der Eins, Drei, Vier, ist von den Knöcheln auf die Würfel übergegangen.

Palamedes sollte ja, wie wir gesehen, das Würfelspiel das durch die langdauernde Belagerung Trojas ermüdete Heer der Griechen gelehrt haben, um ihm die

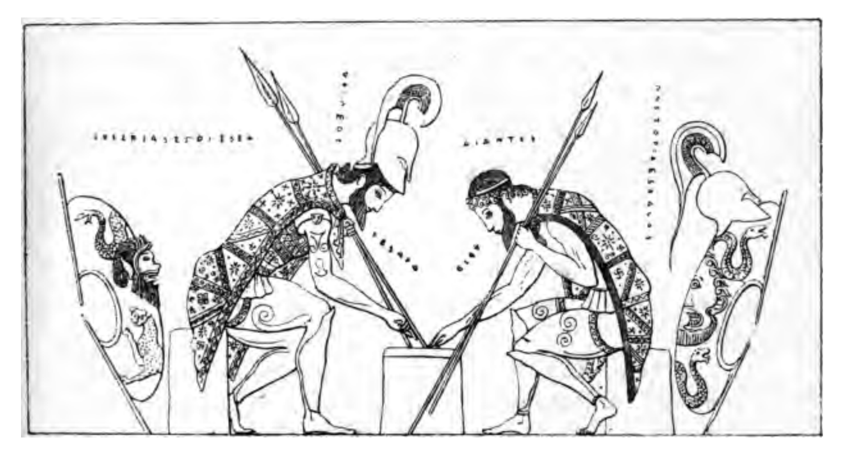


Fig. 45. Das Brettspiel.

Zeit zu verkürzen. Auf der berühmten Exekiasvase des Gregorianischen Museums spielen Ajas und Achilles Würfel (oder das Brettspiel).

Die römischen Tali waren wie die eigentlichen Astragalen mehr länglich als viereckig und hatten nur vier ebene an den beiden schmäleren Seiten abgerundete Flächen, auf welchen sie nicht stehen bleiben konnten. Man spielte mit vier solchen Würfeln. Die griechischen

Kyben oder lateinischen Tesserä dagegen waren eingerichtet, wie unsere Würfel, sechsseitig; man spielte mit drei, später auch nur mit zwei Würfeln. Ihre sechs Seiten oder Flächen waren mit Punkten eins bis sechs bezeichnet, so dafs die einander entgegenstehenden Seiten sieben Augen zählten. Wie man beim Spiel verfuhr, ob die Zahl der Augen entschied, so dafs drei Sechsen der beste, drei Einsen der schlechteste Wurf war, oder ob etwa auch ein Pasch besondere Geltung hatte, bleibt noch ungewifs. Im reichen Rom wurde mit hohen Einsätzen gespielt, welche vielleicht durch Strafgelder für schlechte Würfe gemehrt wurden und zumeist dem Venuswurfe (1 . 3 . 4 . 6) zu gute kamen. Der Kaiser Augustus sagt in einem von Sueton aufbewahrten Briefe: Während der Tafel machten wir ein Würfelspiel nach unserer Weise, gestern sowohl wie heute. Wer einen Hund oder eine Sechs geworfen hatte, zahlte für jeden Würfel einen Denar in die Kasse, und wer einen Venuswurf that, zog alles ein.

Das Würfelspiel mag in den reichen unteritalischen Städten noch früher ein Hazardspiel geworden sein als in Rom.*)

Zu einer Zeit wo der Luxus überhand genommen, waren die Würfelbretter von poliertem Terepintenholz, die Becher zierlich aus Elfenbein gedreht und auf den Würfeln vom reinsten Krystall die Zahlen von Gold eingelegt. Antonius verlor bei seinem Aufenthalt in Alexandria seine Zeit im Spiel; die Kaiser Augustus und Nero liebten, wie Sueton ausdrücklich überliefert, das

---

*) Selbst die Poesie hat die Ereignisse des Lebens mit den Wechselfällen des Spieles verglichen. Äschylos sagt in seinen „Sieben gegen Theben": Der Kriegsgott wird mit seinen Würfeln über das Geschick des Kampfes entscheiden; Terenz nennt das menschliche Leben geradezu ein Glücksspiel.

Würfelspiel ungemein; der Kaiser Claudius hatte nach derselben Quelle über das Spiel ein eigenes Buch geschrieben; Caligula verschmähte weder Lug noch Meineid, um beim Würfelspiel zu gewinnen; Domitian spielte, und Commodus richtete besondere Säle in seinem Palaste für gemeinsames Würfelspiel ein; der Kaiser Verus, der Adoptivsohn des edeln Antoninus, spielte ganze Nächte hindurch Hazard.

Das Würfelspiel entfesselt die Leidenschaft. Schon die Ilias sagt dem Patroklos nach, dafs er bei diesem Spiel seinen Spielkameraden erschlagen habe. Dort lesen wir im 23. Gesange:

„Jenes Tages, nachdem ich Amphidamos Knaben getötet,
Ohne Bedacht, nicht wollend, erzürnt beim Spiele der Knöchel."

Es artete das Spiel besonders in der römischen Kaiserzeit aus, und alle Strenge der Gesetze konnte nicht verhindern, dafs im geheimen das verführerische Würfelspiel vieler Glück und Vermögen zu Grunde richtete. Der Kaiser Nero spielte den Point zu 87 Mark. Auch Horaz rügt das leidenschaftliche Würfelspiel; er nennt es eine Erscheinung, die auf nationalen Verfall deutet, wenn der Jüngling statt das Rofs zu tummeln und die Strapazen der Jagd auf sich zu nehmen, dem Würfelspiel und anderem Zeitvertreib obliegt. Bei ihm heifst es:

Nicht zu lenken das Rofs, er, ungewohnt des Ritts,
Weifs der Jüngling aus edlem Stamm
Und scheut Mühen der Jagd, besser im Spiel geübt:
Sei's im griechischen Ringelschlag,
Sei's in Würfelgefahr, die das Gesetz verpönt.

Das Würfeln um Geld hat verschiedene Gesetze veranlafst. Keine Klage dessen, der in seiner Wohnung das Spiel geduldet hatte, wurde angenommen, sogar wenn man ihn geschlagen oder bestohlen hatte. Unter der Regierung Domitians hatten die Polizeiorgane das Hazard-

spiel zu beaufsichtigen; dennoch wurde im geheimen, besonders in versteckten Schankwirtschaften, viel gespielt. Die Spieler von Profession bedienten sich auch falscher mit Blei ausgegossener Würfel, welche stets auf eine bestimmte Seite fielen. (Im königlichen Museum zu Berlin werden zwei dergleichen aufbewahrt.) Nicht weniger aber kreiste der Würfelbecher nach dem Gelage reicher Römer. Die jungen Männer pflegten beim Spiele den Namen der Geliebten anzurufen, um sich dadurch einen glücklichen Wurf zu sichern. Wie manches Goldstück mag in vorgerückter Abendstunde nach reichlichem Genufs alten Weines unter den Tisch gerollt und von den Dirnen oder Sklaven verstohlen aufgehoben sein, bis dann der letzte taumelnd den Becher schüttelte, auf weichen Kissen in Schlaf sank, und die Würfel so wie sie gefallen auf der Erde liegen blieben. Die zügellose Ausgelassenheit, die sich allmählich über immer weitere Kreise verbreitet hatte, gesellte zu dem Hazardspiel noch die Wetten.

An den Saturnalien, einem in Rom im Monate Dezember gefeierten Feste, an dem man sich der ausgelassensten Lust und Freude hingab, an dem man schmauste und kein Unterschied der Stände obwaltete, herrschte auch im Würfelspiel völlige Freiheit. Nach Ablauf der Saturnalien aber sagt Martial:

> Verraten durch den Klang des Würfelbechers,
> Hervorgezogen aus verborgner Kneipe,
> Fleht lallend den Ädilen an der Spieler.

Und wie in Rom an jenem Feste Herren und Sklaven auf kurze Zeit die Rollen wechselten — die Herren bewirteten die Sklaven bei Tische — so hat es auch in den griechischen Staaten Feste gegeben, wie die Geraistien in Trözen, an denen beide teilnahmen, Herren und Diener *gemeinsam* zu Tische safsen und würfelten. Und nicht

weniger dürfen wir glauben, dafs den Sklaven in Athen dies Spiel nicht unbekannt gewesen sein mag: genossen sie doch gerade hier eine im ganzen menschenfreundliche Behandlung. Hier kam ihnen die allgemeine Freiheit

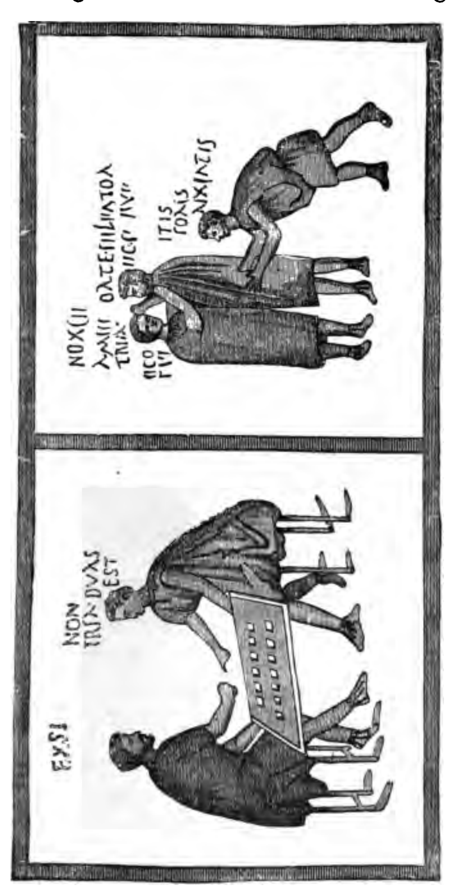


Fig. 46. Spieler im Streit.

Zwei Würfelnde, die in Streit geraten und vom Wirt zur Thür hinausgeschoben werden. Die Übersetzung der Inschriften lautet: (Links) A.: Ich bin fertig. — B.: Nicht drei, sondern zwei sind's! (Rechts) A.: Nicht zwei für mich, sondern drei. B.: Elender Spitzbube, ich war fertig. Hierauf der Wirt: Geht hinaus, wenn ihr streiten wollt!

der Demokratie zu gut, so dafs ihr Auftreten im täglichen Leben nur wenig von dem der niederen Bürger verschieden war, wo sie sich nach Plautus unter grofser Nachsicht ihrer Herren der Liebe, dem Zechen, dem

Schmause überliefsen. — Dafs auch gar oft im Wirtshause Wortwechsel und Streit über die Richtigkeit eines Wurfes entstanden sein mag, zeigt Fig. 46.

Wie viel würden wir darum geben, wenn wir uns einmal in das alte Athen oder Rom versetzen und das Leben seiner Einwohner auch bei ihren Zeitvertreiben und Spielen beobachten könnten! Gewifs würden wir dann nicht nur die Akropolis, das Odeum, den Kerameikos, den Campus Martius, die Foren, sondern auch die Volksherbergen, die Schankwirtschaften und die Spielhäuser besuchen, unter denen sogar ein Tempel der Athene Skiras zu Athen genannt wird. Bajä konnte gewifs eine Art Spielbank aufweisen.

In der dem Vergil zugeschriebenen Copa (Schankwirtin), einer Elegie in lebensfroher, übermütiger Stimmung, heifst es:

Wein und Würfel herbei! zum Henker, wer sorget für morgen!
Lebet, so mahnt uns der Tod, lebet, ich komme gar bald!



V.

Das Rätsel und andere gesellige Spiele.

Die Griechen fühlten, wie wir aus den gymnischen Agonen der Jünglinge im zweiten Bilde kennen gelernt haben, in sich den Trieb, ihre Leibeskräfte allseitig auszubilden. Auch die Poesie dieses Volkes ist im Wettkampf grofs geworden. Wir hören die Rhapsoden miteinander wetteifern in den Palästen der Fürsten, bei Leichenspielen zu Ehren der Helden, vor den Tempeln der Götter nicht weniger als auf vollen Märkten, und gerade in diesem Kampfe erstarkte die epische Kunst. Ein Beispiel eines solchen poetischen Wettkampfes aus der Jugendzeit des griechischen Volkes, in dem es sich um die Lösung schwieriger Aufgaben handelt, lernen wir aus dem „Gastmahl der sieben Weisen“ kennen. Dort kämpfen Hesiod und Homer miteinander.

Hesiod:

Kannst du mir sagen, was ist im kleinsten das beste von allem?

Homer:

Wie es mir dünkt, ein trefflicher Sinn im Körper des Mannes.

Hesiod:

Sage mir, was die Gerechtigkeit wirkt und Tugend des Mannes!

Homer:

Nutzen schafft sie für alle durch eigene Mühen und Sorgen.

Hesiod:

Welche Bestimmung wurde der Weisheit unter den Menschen?

Homer:

Dafs sie die Gegenwart kennt und folgt dem richtigen Zeitmafs.

Hesiod:

Wer von den Menschen verdiente mit Recht das volle Vertrauen?

Homer:

Wen gleich hinter der That dieselben Gefahren bedrohen.

Hesiod:

Sage mir, was Glückseligkeit heifst dem sterblichen Menschen?

Homer:

Sterben nach kleinerem Leid, wem gröfsere Freude beschert war.

Wie Dichter und Rhapsoden, so liebten alle Sangeskundigen und das fröhliche Volk im Wettgesange sich zu messen. Die Hirten Theokrits, deren Wettgesang Vergil in seinen ländlichen Gedichten nachahmt, in Gedichten, deren Inhalt sowohl in eigenen Erlebnissen als witzigen Erdichtungen oder einfachen Naturbildern besteht, fordern einander zum Wettgesange auf. Der Grund der Herausforderung zum Gesange liegt in der lebendigen Lust zu singen und in einer altertümlichen unverstellten Streit- und Prahlsucht. Sie kennen schon das Rätsel. Eins derselben lautet:

„Sage mir, wo in der Welt — und du bist mein grofser Apollo —
Nur drei Ellen, nicht mehr, der Raum des Himmels sich ausdehnt.“ *)

*) Diesen drei Ellen breiten Raum deutet man als jeden Brunnen, von wo aus gesehen der sichtbare Himmelsraum nur drei Ellen mifst. Nach Angabe alter Grammatiker soll übrigens Vergil das Rätsel selbst so gelöst haben: des Himmels Raum von drei Ellen sei das Grab des mantuanischen Verschwenders Caelius (Gen. Caeli), der beim Verkauf eines Grundstückes sich ein Plätzchen für sein Begräbnis vorbehalten habe.

Nichts ist wohl so bezeichnend für das Alter des Rätsels als jenes im thebanischen Sagenkreis spielende Rätsel der Sphinx, die verderbenbringend wie ein Würgengel über die unglückliche Gegend kam und einen Kampf auf Leben und Tod forderte. Sie gab allen Vorübergehenden das Rätsel auf, dessen Lösung Ödipus fand. Ein späterer Schriftsteller (Asklepiades aus Trogilos in Thracien) hat es in folgende Hexameter gebracht:

„Füfse besitzt es zwei, auch vier, nur eine Benennung,
Dreifufs ist es zugleich; es wandelt das Wesen auf Erden.
Einzig von allem, was immer sich regt, im Äther, im Meere.
Aber geht es daher, auf die meisten Füfse sich stützend,
Ist sein Schritt am wenigsten schnell, am schwächsten die Glieder.“ *)

Und die Lösung des Rätsels lautet in Versen:

„Höre mich an! du Muse der Toten, mit schrecklichem Fittig,
Deinen verwirrenden Trug endet das deutende Wort.
Hast den Menschen gemeint; dieweil er wandelt auf Erden,
Hat er der Füfse noch vier, wie ihn die Mutter gebar;
Ist er bejahrt, so stützt er als dritten der Füfse den Stab auf,
Unter des Hauptes Gewicht, wenn ihn das Alter gebeugt.“

Weil das Aufgeben und Lösen von Rätseln einen bestimmten Grad von Wissen, von Verstand und Scharfsinn voraussetzt, so erscheint das Rätsel nicht allein als ein Sinnbild der Weisheit selbst und ist belehrend, sondern es kann auch dazu dienen, die geistigen Fähigkeiten eines anderen zu prüfen. Die kurze, schlagfertige Redeweise des dorischen Stammes ist bekannt. Schon die Knaben wurden zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Männer mitgenommen, damit sie die Unterhaltungen anhörten und selbst lernten, auf verfängliche Fragen rasch und treffend mit Witz und Geistesgegenwart zu antworten. Sie hörten dort bald öffentliche

*) Die Übersetzungen sind gröfstenteils entnommen aus „Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen. Berlin, 1886.

Angelegenheiten besprechen, bald heiteren Ernst und witzige Neckereien, wozu die Spartaner sehr aufgelegt waren. Denn sowohl der Gott des Gehorsams wie der Gott des Lachens hatte in Sparta seinen Altar. Und in Athen war wie sonst nirgends ein geselliger Sinn zu finden. Es waren die Athener wie kein anderes Volk für den heiteren Lebensgenufs, für harmlose Freude in hohem Grade empfänglich.

Man kam auf dem Markte, den Werkstätten, den Hallen, der Palästra, dem Gymnasion zusammen, tauschte seine Gedanken in lebhaftem Verkehr aus und befriedigte auch seine Neugierde. Schon die helle Atmosphäre der Landschaft war geeignet, die Seele heiter zu stimmen, die Kräfte des Geistes zu wecken und zu beleben. Ernst und Scherz fanden ihr Recht, doch die Neigung zum witzigen Scherz überwog.

Wie das Sprichwort, in dem lange Zeit hindurch die Weisheit der alten Welt sich auszudrücken beliebt hat, die philosophischen Elemente, und das Volkslied die im Volke ruhendeu poetischen enthält, so kleideten die Griechen ernste und heitere Vorfälle, tiefe Wahrheiten, fröhliche Scherze in die Form des Rätsels. Und zu allen Zeiten haben die Griechen ihre Freude an Wortspielen und Sprichwörtern gehabt, die nicht etwa auf einen Teil des Volkes beschränkt waren, sondern im Munde aller gehört wurden. Es giebt kaum einen Zustand des menschlichen Lebens von Bedeutung, keine Sitten- oder Klugheitsregel, wofür die alten Griechen nicht ein Sprichwort zur Verfügung gehabt hätten, und zwar in den mannigfachsten Formen. Namentlich aber waren die Rätsel eins der vielerlei Wortspiele, mit welchen der griechische Geist die Symposien zu beleben pflegte. Ein besonderer Wert wurde den fröhlichen *Mahlen* beigelegt; zu den geselligen Genüssen bei dem

Mahle gehörten aufser dem Gesange noch besonders gegenseitige Mitteilungen, Erzählungen, Rätselfragen u. a.; so sagt Homer:

„Köstlich ist es vor allem beim Mahl und lieblichen Festschmaus
Sich zu ergötzen mit Reden, vom Mahle gelabt und gesättigt."

und die ganze griechische Zeit hindurch scheint das Aufgeben von Rätseln eine der gewöhnlichsten und beliebtesten Unterhaltungen gewesen zu sein.

Wie das Herz der homerischen Helden Anteil nahm an dem Mahle, so wetteiferten noch Jahrhunderte später, als der prunkliebende König Kleisthenes von Sikyon um das Jahr 568 eine Anzahl von Freiern für seine Tochter Agariste um sich versammelt hatte, alle Freier nach beendigtem Festmahl in der Musik und der Kenntnis lehrreicher Sprüche. Jede Art von Witz und fröhlicher Laune war bei solchen Gelegenheiten gestattet, jeder Ausdruck geistiger Regsamkeit willkommen. Beim Essen selbst ging es still her. War aber der erste Tisch weggerückt, dem Retter Apollo ein Päan gesungen, so bestimmte der Würfel den Ordner, den Symposiarchen, und allerlei Kurzweil begann. Kein Scherz, kein Spiel schmiegte sich aber so sehr der eigentlichen Bestimmung des vergnügten Zusammenseins nach dem Gastmahl an wie das Rätsel, weil nichts anderes in gleicher Weise Scherz und Ernst mischt. Wer die Aufgabe löste, wurde belobt, erhielt einen Kranz oder eine Binde (Tänie) zur Belohnung, auch Kuchen oder Naschwerk; in der späteren Zeit, wo die Entartung der Sitten sich auch beim Mahle zeigte, bestimmte man, sagt Klearch von Soli, als Preis für die Sieger Küsse, die allen ehrbaren Männern zuwider seien. Wer dagegen das Rätsel nicht lösen konnte, mufste eine Schale ungemischten Weins oder mit Salzwasser vermischten Wein auf einen Zug trinken. Eine feststehende Regel für Belohnungen und Strafen gab es

hierbei nicht; in der Zeit, die Aulus Gellius in seinen Attischen Nächten schildert, stellten junge Leute, die bei einem Festmahl in Athen zusammen waren, ein griechisches oder lateinisches Buch und einen Lorbeerkranz als Preis, auch eine Geldmünze wird einmal als Gegenstand des Preises oder der Strafe genannt. Die Frage ging in den meisten Fällen der Reihe nach herum, jeder gab dem Nachbar zur rechten zu raten auf.

Ein solches Gastmahl wird von Plutarch erwähnt. Ein Gastfreund giebt folgende Rätselfragen nebst ihren Auflösungen: Was ist das Älteste? die Zeit; was ist das Gröfste? die Welt; was ist das Weiseste? die Wahrheit; was ist das Schönste? das Licht; was ist das Gemeinste? der Tod; was ist das Nützlichste? Gott; was ist das Schädlichste? der Dämon; was ist das Stärkste? das Glück; was ist das Leichteste? das Angenehme. Darauf läfst Plutarch den Thales erwidern: „Wie kann die Zeit das Älteste sein, da sie teils vergangen, teils gegenwärtig, teils zukünftig ist; die nach uns kommende Zeit mufs ja für jünger gehalten werden als die Dinge und Menschen, die jetzt sind. Dafs er die Wahrheit für Weisheit hält, kommt mir ebenso vor, als wenn jemand sagt, Augen und Licht sei einerlei. Wenn er das Licht, wie es auch wirklich ist, schön nennt, wie hat er die Sonne übersehen können? Die Antwort hinsichtlich der Götter ist dreist und gewagt, und die von dem Glücke ganz unüberlegt, denn wäre es unter allen Dingen das Stärkste und Festeste, so würde es sich nicht so leicht verändern. So ist auch der Tod nicht das Gemeinste, weil er mit dem Lebenden nichts zu thun hat.“ Nun beantwortet Thales selbst diese Fragen folgendermafsen: „Was ist das Älteste? Gott, denn er hat keinen Anfang; was ist das Gröfste? der Raum, denn die Welt umfafst alle Dinge, der Raum aber die Welt; was ist das Schönste? die

Welt, denn alles was schön und ordentlich ist, ist ein Teil derselben; was ist das Weiseste? die Zeit, denn sie hat schon viele Dinge erfunden und wird auch noch viele erfinden; was ist das Gemeinste? die Hoffnung, wer auch sonst nichts hat, hat doch wenigstens diese; was ist das Nützlichste? die Tugend, denn durch einen guten Gebrauch macht sie alles Übrige nützlich; was ist das Schädlichste? das Laster, wo es hinkommt, richtet es Verderben an; was ist das Stärkste? die Notwendigkeit, denn sie allein ist unüberwindlich; was ist das Leichteste? das Natürliche, denn auch der Wollust wird man oft müde."

Das Rätsel wurzelte in der Gewohnheit der Griechen, wie wir deutlich aus ihrer Poesie erkennen. Die griechischen Dichter haben dem Rätsel ihre Aufmerksamkeit geschenkt: die Lyriker mischten nicht selten Rätselartiges in ihre Dichtungen; die Tragiker und Komiker sowie die Dichter der mittleren und neueren Komödie legten Rätsel ein. Es möge nun im Nachstehenden eine kleine Auswahl von Rätseln angeführt werden, deren einige ganz an unsere modernen erinnern.

„Das Wesen nenne mir, dem nicht auf Erden,
Im Meere nicht, nicht unter Sterblichen
Ein zweites gleicht; dem Wachstum seiner Glieder
Gab die Natur ein sonderbar Gesetz.
Geboren wird's: da ist es mächtig grofs;
Doch klein erscheint's in seines Alters Mitte.
Und ist's dem Ende seines Daseins nah,
Wie wunderbar, zum Riesen wird es wieder."

(Der Schatten.)

„Vierfüfsler ist's, langsam kriecht es auf dem Felde, geht im Staube rauh,
Mit kurzem Kopf und Schlangenhalse, widrig anzuschau'n;
Ausgeweidet, seelenlos, hat es seelenvollen Ton."

(Die Schildkröte.)

„Zehn der Männer stiefsen auf fünf der Schiffe zusammen,
Führten mit Steinen den Kampf, ein Stein war nicht zu erheben,
Durst bracht ihnen den Tod, das Wasser ging über das Kinn hin.“

(Gemeint werden zehn Männer, die mit Schleudern werfen und die Steine, welche sie bei sich tragen, nicht erst aufsuchen müssen; sie leiden Durst, obwohl ihnen der Schweifs von der Stirne über das Kinn fliefst.)

„Kennst du das Wesen, das in seinem Busen
Die eignen Kinder still bewahrend trägt?
Stumm sind sie; aber weithin über Meere
In fernes Land dringt ihrer Stimme Ruf.
Sie spricht, zu wem sie will, und in der Ferne
Vernimmt er sie, und niemand hört sie doch.“

oder das Rätsel der Sappho:

„Kennst du das weibliche Wesen, am Herzen birgt es die Kinder,
Sprachlos rufen sie laut mit weithin tönender Stimme
Über das wogende Meer und alle die Länder der Erde,
Reden zu wem es beliebt: die andern, wie nahe sie wären,
Können es nicht verstehn und haben nur taube Empfindung.“

(In beiden ist die Auflösung der Brief, — in der griech. Sprache ein Femininum — und seine Kinder, die er birgt, sind die Buchstaben, welche stumm und lautlos nur zu dem sprechen, an den der Brief gerichtet ist.) Die Lösung lautet in Versen nach Sappho:

„Zuerst das weibliche Geschöpf, es ist der Brief,
Die Zeichen sind die Brut, die er im Innern trägt.
Denn ohne Sprache reden sie zur Ferne hin,
Zu wem sie immer wollen; wer sonst auch nahe steht,
Vernimmt, wenn andre lesen, nimmer einen Laut.“

Ein anderes lautet:

„Einer ist Vater, er hat zwölf Söhne, doch jeder der Söhne
Zweimal dreifsig verschieden von Ansehen scheinende Kinder.
Diese sind weifs von Farbe zu schaun, schwarz aber die andern,
Ewig leben sie fort und dennoch schwinden sie alle.“

(Jahr, Monate, Tage, Tag und Nacht.)

„Kennst du zwei der Geschwister, von denen eines das andre
Sterbend gebiert, um selbst vom Gebornen geboren zu werden?"

oder

„Zwei sind Schwestern, die eine verdankt der andern das Leben,
Welche geboren, die Mutter, wird selber vom Kinde geboren,
So dafs Schwestern zugleich und entstammt dem nämlichen Blute
Leibliche Schwestern es sind und doch auch Mutter gemeinsam."

(Tag und Nacht.)

Ein hohes Alter haben in der griechischen Sprache auch diejenigen Rätselfragen, in denen offen oder versteckt die Aufforderung liegt, durch eine Rechnung den Sinn der Worte zu enträtseln, mathematische Rätsel, deren Auflösung auf einer gewissen Berechnung beruht. Dahin gehört u. a. ein Epigramm, welches unter dem Namen des Mathematikers Euklides aus Alexandria geht. Es heifst:

„Maultier gingen und Eselin einst mit Weine beladen.
Aber die Eselin stöhnte gedrückt von der Schwere der Bürde.
Maultier sah es und sprach zur schweraufseufzenden also:
Mutter, erzähle warum du so klagst und weinst wie die Mägdlein?
Giebst du mir eins von deinem Gemäfs, so trage ich doppelt,
Nimmst du nur eines mir ab, so wahrest du völlig das Gleichmafs.
Nenne mir also das Mafs, du trefflichster Kenner der Mefskunst!"

(Das Maultier trägt $^7/_{12}$, die Eselin $^5/_{12}$ der Ladung.)

Zu den Worträtseln, meist aus späterer Zeit, gehören z. B.:

„Wer sieht, der sieht mich nicht, mich sieht nur wer nicht sieht.
Und wer nicht spricht, der spricht, und wer nicht läuft, der läuft.
Ich bin ein Lügenbold, und alles sprech ich wahr."

(Der Schlaf.)

„Mein ist der Name der Mutter, doch süfser bin ich als jene.
Auch ist die Mutter grofs, kleiner ist meine Gestalt.
Jene geniefst man am Haupte allein, ganz kannst du mich essen
Und das Innere nur habe zum Essen ich nicht."

(Es ist die Dattelpalme und die Dattel, die beide

in der griechischen Sprache Phoinix heifsen. Das Mark an der Spitze des Baumes ist efsbar.)

„Gelblich war ich in früherer Zeit, nun aber geschlagen
Werd ich weifser sogar als der gefallene Schnee.
Freude bereitet man mir im lieblichen Bade der Fische,
Stellen die Gäste sich ein, komm' ich als erster zum Mahl."

(Flachs — Leinwand.)

„Siehst du mich an, so seh ich auch dich, du siehst mich mit Augen,
Ich mit Augen nicht dich, Augen besitz' ich ja nicht;
Willst du, so red' ich mit dir, doch ohne zu reden; denn Worte
Sind dir geschenkt, doch umsonst öffnet die Lippe sich mir."

(Der Spiegel.)

Zwei Beispiele giebt es auch von dem Silbenrätsel, der Charade, bei welchem das Wort, das man zu erraten aufgiebt, in seine einzelnen Silben zerteilt, diese wieder nach einzelnen Merkmalen charakterisiert und zuletzt in eins zusammengefafst werden. Auch von den Buchstabenrätseln giebt es allerliebste und einfache. So lautet das eine:

„Niedrig tast ich dahin, ein Glied von lebendigem Wesen;
Nimmst du ein Zeichen mir fort, bin ich am Kopfe ein Teil.
Nimmst du das zweite, so bin ich ein Tier, wenn aber das nächste,
Zeigt sich ein einzelnes nicht, sondern der hunderte zwei."

(*ποῦς*, *οὖς*, *ὗς* und *ς* als Zeichen für 200.)

und das andere, diesem ähnlich, heifst:

„Mit vier Zeichen schreit' ich dahin; doch nimmst du das erste
Zeichen, so hab ich Gehör, nimmst du das folgende noch,
Findest du mich am liebsten im Schmutz, doch nimmst du das letzte,
Findest du sicherlich doch, was dir bezeichnet den Ort."

(*ποῦς* „Fufs", *οὖς* „Ohr", *ὗς* „Schwein", *ποῦ* „wo".)

Bei Diogenes von Laerte, einem Grammatiker aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., lesen wir ein Spottgedicht auf einen Diodoros in Alexandria, der damit prunkte, alle Rätselfragen, die man bei Gelagen

aufgebe, zu lösen. Er hatte ein schmähliches Ende. Am Hofe des Königs Ptolemäos Soter stellte ihm nämlich der Philosoph Stilpon Rätselfragen, die er aber nicht lösen konnte. Man nannte ihn zum Spotte Kronos. Er ging nach Hause, schrieb ein Buch über die ihm vorgelegten Fragen und starb schliefslich aus Gram. Die Spottverse lauten:

„Diodoros Kronos, welcher Gott versenkte dich
In gar so schweres Herzeleid?
So dafs du selbst dich stürztest in den Tartarus,
Weil du die Rätselfragen nicht
Des Stilpon lösen konntest, ein Kronos würdest du,
Nimmt man das Rho und Kappa fort."

(Nimmt man die beiden Anfangsbuchstaben seines Namens fort, so bleibt ὄνος = Esel.)

Die Römer sind auch in Bezug auf das Rätsel Schüler der Griechen gewesen. Schon die römischen Knaben übten sich im Rätselkampfe, doch stammten ihre Rätsel meist aus griechischen Quellen. In jenem Rätsel: Sage mir, was ist das? Es ist die Tochter der Mutter, und die Mutter ist die Tochter ihrer Tochter? (Tag und Nacht) erkennen wir den griechischen Ursprung. Dem griechischen Rätsel über die Schildkröte entspricht das römische:

„Erdgeboren, geht es im Grase, trägt sein Haus, des Blutes bar."

Den Römern war gleichfalls die Charade nicht unbekannt. Sie liebten es auch sophistische Trugschlüsse zur Lösung zu stellen. Und wie noch der heutige Italiener, so hatten seine Vorfahren ihre Freude an Späfsen und Scherzen, und wenn sie dieselben schon hundertmal gehört hatten. Im ganzen jedoch wurde beim geselligen Mahle nicht in dem Mafse das Rätsel gepflegt wie bei den Griechen. Die Römer waren zu ernst, als dafs sie an dem Spiele der Rätsel einen besonderen Geschmack hätten finden können. Sie erstrebten beim Gastmahl

einen gröfseren Sinnenreiz, sie tranken gröfsere Massen und liebten in noch höherem Grade als die Griechen die Gesellschaft der üppigen Mädchen und verlockenden Schönen beim Gelage, die den Männern zutranken, wie aus folgendem Epigramm hervorgeht:

„Satt schon bin ich des Weins; doch willst du trunken mich machen,
Koste mir vor und dann reiche den Becher mir dar.
Denn es führt mir herüber des Bechers Fähre ja deinen
Kufs und verkündet die Gunst, die er empfangen von dir.
Wessen bedarf es denn mehr, um mich in Rausch zu versetzen,
Tauschest Küsse du so, reizende Hebe, mit mir?"

Bei den Griechen blieb die Unterhaltung bei Tisch eine geistvolle und witzige, von heiterer und glücklicher Laune gewürzt: selbst gelehrte und hochgebildete Männer verschmähten es nicht, beim griechischen Symposion ihren Witz an Rätselaufgaben zu üben. Die Belustigung am Rätselspiel hatte im griechischen Leben eine ganz andere Bedeutung als bei uns. Einer scherzhaften Unterhaltung aber, der man sich gern in vorgerückter Stunde hingab, wollen wir noch gedenken: und zwar des aus Sicilien stammenden Kottabosspieles, welches mit allerlei Variationen gespielt wurde und vorzüglich bei den nächtlichen Feiern den Schlaf vertreiben sollte. Es handelte sich bei diesem Spiele darum, durch einen entweder mit gekrümmter Hand aus einem Becher geschleuderten oder aus dem Munde gespritzten Strahl Weines ein bestimmtes Ziel geschickt zu treffen. Bei der einen Art des Spieles wurde ein leuchterartiger Pfahl oder Stab aufgerichtet, der einen Wagebalken mit zwei Wagschalen trug, und es kam nun darauf an, mit dem Weinstrahl eine dieser Schalen zu treffen, welche dann sank und auf den Kopf einer unter ihr stehenden Erzfigur, Manes genannt, fiel. Einfacher *war* die zweite Art. Es wurde ein Gefäfs mit Wasser

hingestellt, auf dessen Oberfläche kleine leere Gefäfse oder Näpfchen schwammen, in die man den Weinstrahl hineinzuschleudern versuchte, um sie dadurch zum Untersinken zu bringen. So viel mag genügen, um ohne auf die Widersprüche einzugehen, welche die verschiedenen Nachrichten über das Spiel enthalten, eine Vorstellung von demselben zu geben. Der Eifer bei diesem Spiele war so grofs, dafs besondere Preise ausgesetzt waren, auch die Näpfchen selbst galten als Siegespreis. Alle wetteiferten nach Athenäos, der eine Sammlung von Fragmenten über dies beliebte Spiel aufbewahrt hat, nicht allein das Ziel zu treffen, sondern es auch in jeder Beziehung auf eine schöne Weise zu thun. Bei einem Kottabosspiel, das der Dichter den Eros und Hymenäos spielen läfst und bei dem Ganymedes, einen Kranz in den Händen haltend, der Richter ist, ist ein silbernes Becken aufgestellt und statt des Manes ein Bild der Hebe als Ziel. Hymenäos, den das Los zuerst getroffen hat, „ergreifet den Becher und schleudert hoch in die Luft das nektarische Nafs, doch über das Becken wirft er hinaus“. Dann nimmt Eros den Becher und nach einem stillen Gebet an seine Mutter

„messend den Raum mit nicht irrendem Auge
Wirft er zum Ziel hinschleudernd den fernhin fliegenden Weinrest.
Und es entflog des nektarischen Tranks hinwirbelnder Tropfen
Hin zu dem obersten Scheitel des Bilds in unbeugsamer Richtung,
Und aus der Luft tieftönend zerstob es mit Schall an dem Stirnhaupt.
Aufscholl jetzo das zarte Gebild und dem Sohn Aphrodites
Klirrte vom silbernen Becken der Siegruf freudig entgegen.“

Das Spiel wurde auch als eine Art Liebesorakel Fig. 47 betrachtet, indem man aus dem Schalle, den der auf die Metallschale aufprallende Weinstrahl hervorbrachte, auf den Grad der Zuneigung des geliebten Gegenstandes schlofs.

Im Gegensatz zu diesem betrachten wir weiter ein Verstandesspiel, die Petteia, bei dem alles von Überlegung abhing, ein Spiel, das wir unserem Schach- und anderen Brettspielen vergleichen können.

Unser Bild Fig. 48, eine kleine Terrakottagruppe,



Fig. 47. Kottabos als Liebesorakel.

deren Original eine Höhe von 0,15 Meter hat, ist bei Erdarbeiten vor dem königlichen Schlosse in Athen gefunden und erregt durch seine charakteristischen Figuren unser Interesse in hohem Grade. Auf zwei Sesseln, wahrscheinlich aus Korbgeflecht mit hoher, gerundeter Lehne sitzen zwei Figuren einander gegenüber, so nahe,

dafs ihre Kniee sich berühren. Die Figur links vom Beschauer, deren linker Arm herabhängt — der rechte ist verloren — ist oben nur mit einem Ärmelchiton bekleidet, während die Beine in einen Mantel gehüllt sind. Das kurze, etwas krause Haar und die verwischten Spuren des Schnurrbartes und Backenbartes machen es wahrscheinlich, dafs es ein Mann ist, welcher sich in seinem Stuhle etwas zurücklehnt und aufmerksam aber gewissermafsen ungläubig dem zuhört, was die gegenübersitzende



Fig. 48. Brettspieler.

Person ihm auseinandersetzt. Diese, deren Haar auf Schultern und Rücken herabhängt, trägt ein kleines, shawlartiges Gewand mit Fransen, welches über die rechte Schulter geworfen ist. Die ein wenig vorgebeugte Figur giebt anscheinend ihrem Gegenüber eine Erklärung über den Verlauf des Spieles; die Vorderarme — zwar abgebrochen aber erhalten — sind vorgestreckt, die linke Hand wird flach mit dem Rücken nach oben wie zum Schutz über dem Spielbrett gehalten, während der Zeige-

finger der rechten die gegebene mündliche Erklärung begleitet. Die beiden Spieler sprechen wahrscheinlich über den unerwarteten Ausgang des Spieles. Auf dem Schofse tragen sie eine starke Platte, deren Oberfläche durch sich kreuzende Linien in eine Anzahl quadrater Flächen geteilt ist; auf der Tafel liegen zerstreut zwölf glatte, runde Steine von der Art, wie wir sie noch heute beim Damen- oder Brettspiel anwenden.

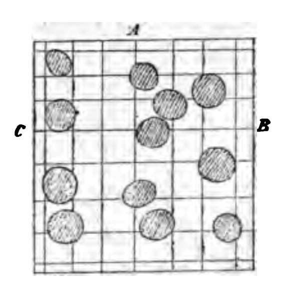


Fig. 49. Das Spielbrett von oben.

In unserer Gruppe scheint nun der Mann in dem Zuge des Gegners eine Schwierigkeit gefunden zu haben, welche die Frau mit Unterstützung jener Handbewegung zu erklären sucht, ohne dafs die Erklärung jenem einleuchtend wird. Hierauf bezieht sich denn auch der impertinente Blick, mit dem die sonderbare Figur im Hintergrunde den Mann anblickt, als wolle sie ihm vorwerfen, dafs er noch nicht einmal einsähe, schlecht gespielt zu haben. Nirgends weiter findet sich beim Spiel ein Zuschauer von so eigentümlichem Charakter wie der unsrige dargestellt. Es ist eine kleine Figur, ganz in einen weiten Mantel gehüllt, in dessen Falten der rechte Arm vor der Brust erhoben ist; ein ungeheuerer Kopf mit starren Augen, plumper Nase, dicken Lippen um den breitgezogenen Mund sitzt auf dem winzigen Körper. Man erkennt in ihm am richtigsten den zwerghaften Hof-

narren mit lächerlichem Äufseren, der in späterer Zeit eine fast unerläfsliche Verunzierung des Hauses gewesen zu sein scheint; es waren dies mifsgestaltete und blödsinnige Menschen, die um so mehr geschätzt wurden, je einfältiger sie waren, weil solche die meiste Gelegenheit zum Lachen gaben. Es liegt auf der Hand, dafs eine solche Figur zu der häuslichen Scene zwischen Mann und Frau vortrefflich pafst und durch ihre lächerliche Sonderbarkeit der kleinen Gruppe erst ihren komischen Eindruck verschafft.

Das Brettspiel ist sehr alt, Homer läfst es im ersten Buche der Odyssee schon die Freier der Penelope spielen; wie es zu jener Zeit aber gespielt sein mag, wissen wir nicht. Und auch das Spiel der späteren Zeit ist nicht völlig aufgeklärt. Bei einem dieser Art Spiele bestand die Kunst des Spielers darin, die eigenen Figuren zu decken, die des Gegners abzusperren oder so festzusetzen, dafs er nicht mehr ziehen konnte. Dasselbe Spiel kehrt bei den Römern unter anderem Namen wieder. Die Steine, deren man sich beim Schachspiele bediente, zerfielen in Bauern und Offiziere und bewegten sich teils in gerader Richtung, teils springend. Es galt als Regel, den einzelnen Stein nicht zu weit vorrücken zu lassen, weshalb Ovid warnend sagt:

„Mag der bunte Soldat die Strafse marschieren geradaus!
Umkommt jeglicher Stein mitten in doppeltem Feind.
Mag er sich lieber zu folgen bequemen und rufen den Vormann,
Dafs er nicht ohne Genofs gehe auf sicherer Flucht."

Je weniger Steine der Sieger verloren hatte, desto rühmlicher war der Sieg. Solche Steine, bei den Römern latrunculi genannt, sind öfter gefunden, gelbe, rote, und schwarze.

Endlich sei eines Spieles gedacht, das sowohl bei den Griechen als namentlich bei den Römern zu allen Zeiten

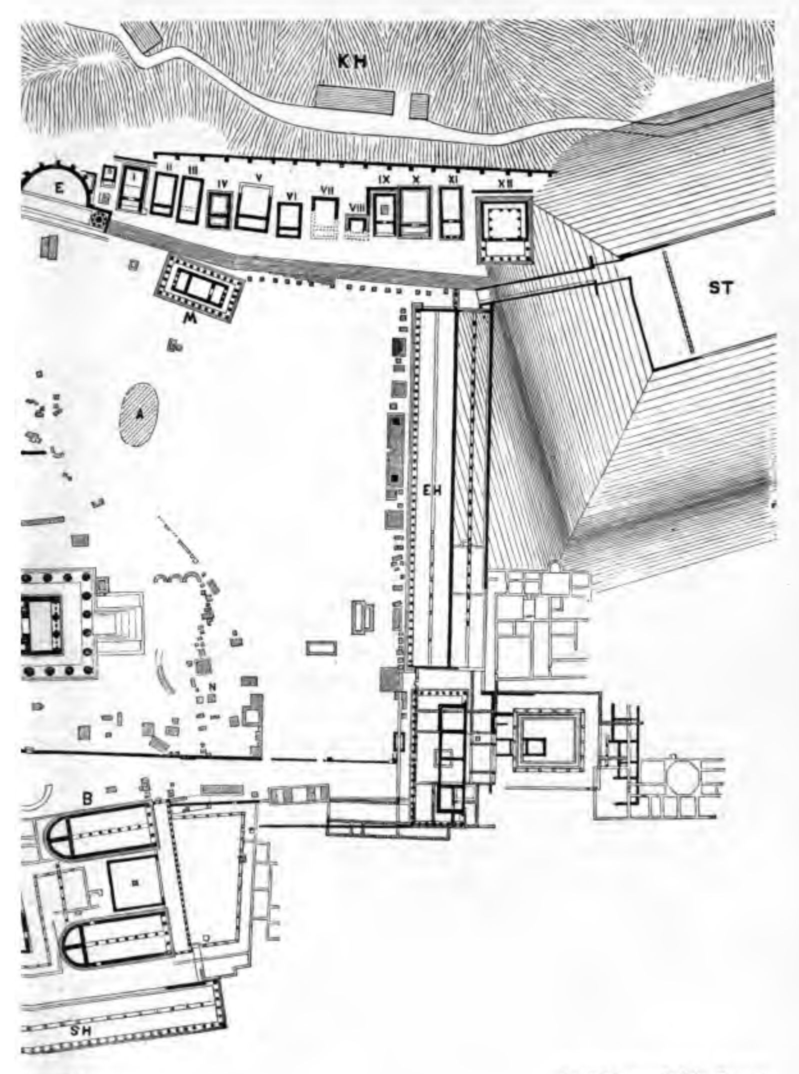
recht volkstümlich war und noch heute in Italien unter dem Namen Morraspiel bekannt ist. Die Spieler streckten eine Anzahl Finger der rechten Hand blitzschnell aus, während jeder gleichzeitig die Summe des Gegners laut



Fig. 50. Das Morraspiel.

zu erraten hatte. Und während die heutigen Italiener die unbeteiligte Hand auf den Rücken legen, legte man sie im römischen Altertume an einen Stab, wie unsere Abbildung veranschaulicht. —





)lympia. Zu Richter, Spiele S. 105.

Binnenlande mitten in Elis hinein. In den Thälern mit reicher, natürlicher Bewässerung wuchsen Öl und Wein, Getreide und Gartenfrüchte in ergiebiger Weise; das Hügelland war mit Nadelholz bedeckt. Die Höhenzüge nach Achaja und Arkadien schützten die Landschaft vor rauheren Winden; die südlichen Bergreihen milderten den heifsen Scirocco, und der laue Westwind hielt unbehindert seinen Einzug. Es war Elis ein gesegnetes Ländchen, welches früh sowohl von Norden her fremde Einwanderer aufnehmen mufste, als auch später die neidischen Augen der Nachbarn auf sich zog. Wollte es aber eine selbständige Landschaft sein, so mufste es eine ganz besondere Stellung unter den Staaten der Halbinsel einnehmen. Verträge mufsten der Landschaft die natürlichen Schutzwehren ersetzen.

Elis blieb ein neutraler Boden seit der Urkunde, welche über dies unangreifbare Gebiet zwischen dem elischen Fürsten Iphitos und Lykurg geschlossen war, der seinen Blick auch über die inneren Angelegenheiten seines spartanischen Landes hinaus auf den Besitz der ganzen Halbinsel gelenkt hatte. Dieser Schutzvertrag war in eine eherne Scheibe in kreisförmiger Schrift eingegraben und soll noch tausend Jahre später, zur Zeit der Antonine, im Tempel der Hera zu Olympia aufbewahrt sein. Es entwickelte sich in der Landschaft allmählich der elische Gottesfrieden, die olympische Waffenruhe (Ekecheiria), die es ermöglichte, dafs aufser den Dörfern, Gärten und Landhäusern besonders in der Alpheiosgegend zahlreiche Heiligtümer entstanden, welche der ganzen Landschaft einen gottesdienstlichen Charakter gaben.

Die Landschaft zerfiel in drei Gaue: das eigentliche oder hohle Elis mit der Hauptstadt Elis am Peneiosflusse, das südliche Triphylien und das Mittelland Pisatis. Im Herzen dieses ganz zum Frieden vorausbestimmten Landes

breitet sich die Ebene des Alpheios bei Olympia, wo er rechtwinklig den Flufs Kladeos aufnimmt, aus, ein stilles, weltfernes Thal inmitten sanfter Waldhügel. Das war die Ebene, die in zureichender Ausdehnung Platz bot für die Tausende und Abertausende, welche zu den olympischen Spielen zusammeneilten. Da, wo der gröfste Flufs der Halbinsel aus der Enge der arkadischen Gebirge in einer Breite von etwa 60 Meter und einer Tiefe von durchschnittlich 1 1/2 Meter in die Niederung hinaustritt, lag das uralte Heiligtum des pelasgischen Zeus, des gemeinsamen Völkerhirten, des ältesten Bundesgottes aller Hellenen und zugleich des Schutzhortes der heraklidischen Fürstentümer im Peloponnese. Der überragende Bergkegel, 123 Meter über dem Meere, trug den Namen Olympos, zu dessen Füfsen in uralter Zeit aus der Opferasche ein Altar des höchsten Gottes erwachsen war, die älteste Stätte der Gottesverehrung in Olympia, wie Pausanias und Strabo berichten.

Zu diesem Alpheiosthale, dem Herzen des Landes, führten im Altertume von allen Seiten her bequeme Strafsen, sieben an der Zahl, während bis vor wenigen Jahren nur beschwerliche Pfade den Forscher in diese geheiligte Ebene brachten. Heute haben wir Dank der griechischen Regierung und den Bemühungen der deutschen Ausgrabung eine schmalspurige Eisenbahn, auf der wir von dem Hafenorte Kotakolo aus über Pyrgos die olympische Ebene in 2 1/2 Stunde erreichen. Von dem heutigen Drawa, einem Dorfe von 40 Hütten, hat man einen vollen Überblick über die Ebene.

Die Vegetation der Ebene von einst mufs grofsartiger gewesen sein als die von jetzt. Schon der Name Altis, äolisch für Alsos „der Hain“ deutet an, dafs hier der Baumwuchs nicht gefehlt haben wird. Der Dichter nennt ihn geradezu den schön mit Bäumen bestandenen, den

schattigen. Es ist vor allem der wilde Ölbaum, den nach der Sage zuerst Herakles selbst von der Quelle der Donau geholt und hier gepflanzt haben soll. Daneben hören wir von dem frischen Grün der auf dem Sumpfboden der Altis trefflich gedeihenden Platanen, deren breites Schirmdach bei der Sonnenhitze Erquickung bot; ferner werden Weifspappeln genannt, unentbehrlich zu den grofsen Brandopfern auf dem Hochaltar, und schliefslich die schlanke Palme, deren Zweige zum Siegesdank gehörten. Sie aber ist es, die einer heifseren Heimat entstammend, einer ganz besonderen Pflege in Griechenland bedurfte. In einem solchen grünenden und blühenden Haine hochwipfliger Bäume und einer Anzahl duftender Büsche lag der Festplatz von Olympia, der sich im Laufe der Jahre mit grofsartigen Heiligtümern geschmückt hat.

Wie die politische Geschichte Griechenlands, so können wir auch die Geschichte Olympias und seines Festplatzes mit seinen Bauwerken in vier Abschnitte zerlegen: das ist die Zeit der Feststätte herab bis zu den Perserkriegen, die politische Blütezeit Griechenlands ist auch die Blüte Olympias, die Zeit unter der Herrschaft der Macedonier und der Diadochen, und die Zeit unter römischer Herrschaft.

Die Altis, eine fast quadratische Fläche, welche nur umfafste, was den Göttern gehörte, wurde im Osten durch zwei langgedehnte offene Hallen, im Süden oberhalb des Alpheiosbettes und im Westen längs dem platanenreichen Kladeos, dem Grenzhüter des heiligen Bodens an der Südseite durch niedrige Mauern, deren Bau schon dem Herakles zugeschrieben wurde, begrenzt. Eine bestimmte Grenze im Norden war nicht gezogen, so dafs vielmehr der Bezirk des Zeus mit dem seines auf der von Pinien beschatteten Höhe verehrten Vaters Kronos *unmittel*bar in Verbindung stand. Am Abhange des

Berges, der natürlichen Burgfeste von Olympia, etwa drei bis vier Meter höher als die Altis, gab es ein geebnetes Gebiet, welches die zur Aufnahme der Weihgeschenke bestimmten Schatzhäuser oder Thesauren trug, von denen das der Stadt Sikyon das westlichste, das von Gela das am weitesten nach Osten gelegene war. Der „Grofse Altar“ des Zeus bildete den Mittelpunkt der Altis, gleich weit entfernt von jeder der vier Stadien langen, von Herakles abgeschrittenen Seiten des heiligen Bezirkes. Er lag vollständig frei, so dafs die Menge hier leicht anbeten und opfern konnte. Das war die Stätte, wo in uralter Zeit

„weissagende Männer
Zeichen deutend erforschen den Willen des
Blitzenden Zeus aus flammenden Opfern,
Ob er ein Wort kundgebe den Menschen.“

Der Sitz dieses Orakels hatte in der ältesten Zeit die umwohnenden Hellenen nach Olympia gerufen und einen grofsen Teil seiner Bedeutung über alle Länder, wo die griechische Zunge erklang, verdankt Olympia diesen priesterlichen Geschlechtern, die im Besitz aller zeitigen politischen Weisheit unter dem Schutze der Gottheit ihren Mitmenschen beratend zur Seite standen. Mit dem steigenden Glanze der Nationalspiele schwand aber der Ruf des Erdorakels.

Der westliche Teil der Altis hatte von Süden nach Norden den Tempel des olympischen Zeus, das Heiligtum des Pelops, das Pelopion, und das der Hera, das Heraion, in welchem die kostbarsten Geräte und die denkwürdigsten Altertümer aufbewahrt wurden. Nach Osten zu finden wir das Metroon, den kleinen Tempel der Göttermutter Rhea, ein Bauwerk aus der Diadochenzeit, daran schliefst sich das Hippodameion, von dem keine Spur sich erhalten hat. Im Nordwesten der Altis lag

das Philippeion, der von Alexander dem Grofsen geweihte Rundtempel und die Exedra des Herodes Atticus, eine grofse Halbkuppelnische. Das sind die Gebäude innerhalb der Altis.

Aufserhalb der westlichen Altismauer folgten von Nord nach Süd aufeinander das grofse Gymnasion und die Palästra mit schattigen Säulengängen, die beiden Übungsplätze, der Theokleon, die Wohnungen der geistlichen Oberbeamten, und zuletzt das Leonidaion, in der römischen Kaiserzeit nach Pausanias für die Aufnahme der römischen Grofsen bestimmt; auch schon früher mochten hier wahrscheinlich vornehme Festgäste mit ihrem Gefolge gastfreundlich verpflegt worden sein. Im Norden, zwischen Heraion und Gymnasion, lag das Prytaneion, ein Verwaltungsgebäude, dessen aufgefundene Mauerreste nur sehr gering sind. Es war ein Quadrat von ungefähr 32 Meter Seite. Hier befand sich der Staatsherd, die Hestia von Olympia, in welchem Tag und Nacht ein nie erlöschendes Feuer brannte, aufserdem ein Speisesaal, in welchem, wie Pausanias berichtet, die olympischen Sieger das ihnen vom Staate gegebene Festessen einnahmen. An der südlichen Altismauer lag das Bouleuterion, das Rathaus, ein Werksteinbau von 30,53 Meter Länge und 13,13 Meter Breite. Es war eine Art Regierungsgebäude, von den elischen Behörden erbaut, seitdem die Bedeutung des Festes zugenommen hatte. Südlich dieses Gebäudes lag eine lange Halle aus römischer Zeit, jetzt die Südhalle genannt. Im Osten der Altismauer mit dem Eingange zwischen dieser und dem letzten Schatzhause, dem von Gela, lag das Stadion und der Hippodrom, deren wir im nächsten Bilde eingehender gedenken werden. Die übrigen Baulichkeiten, so wertvoll sie an sich sind, interessieren uns hier weniger.

Was war im Laufe der Jahrhunderte aus jenem ältesten Olympia geworden, aus jenem einfachen Haine, in dessen Bäumen kleine Gaben frommer Verehrung aufgehängt waren, aus seinen auf rohem Unterbau entstandenen Altären, aus jener Stätte, die mit unzähligen Weihegaben aus Bronze und Thon umstellt war! Wohl die älteste bauliche Anlage war das Grabmal des Heroen Pelops und der Bau zu Ehren dessen Tochter Hippodameia auf der östlichen Seite der Altis, ebenfalls eine Grabanlage. Weiter gehört zu den Bauten alter Zeit ein wesentlich aus Holz gezimmerter Bau zu Ehren des Herrschers Oinomaos, ein Bau, welcher später vom Blitzstrahl getroffen bis auf eine einzige Holzsäule verbrannt ist, deren eherne Inschrift die Worte trug:

„Fremdling, erkenne in mir den Rest des gefeierten Hauses.
An des Oinomaos Haus war ich Stütze dereinst.
Nunmehr trag ich mit Ehren die Fessel der schützenden Bänder,
Steh ich bei Zeus, vom Strahl sengenden Feuers verschont.“

Wenn die genannten drei Bauwerke viel von der Sage umsponnen sind, der geschichtlich erste Bau ist der Tempel der Hera, der alten Lokalgöttin von Pisa. Er war weniger eine Kultusstätte als ein Weihgeschenk für die mütterliche Göttin, der nach üblicher Annahme um 1096 v. Chr. erbaut sein soll. Wenn er nun auch, wie die Funde bei der Ausgrabung gelehrt haben, kein so hohes Alter haben wird, immerhin ist er von allen hellenischen Bauformen auf dem Festlande der älteste vorhandene Tempel.

Es ist ein Tempel von 50,01 Meter Länge und 18,75 Meter Tiefe, um welches sich in breitem Abstande von seinen Mauern auf allen vier Seiten eine Säulenhalle zieht und bestand in der ältesten Zeit zum grofsen Teil aus Holz, was auch die Funde bestätigt haben; erst allmählich war für jede schadhafte hölzerne Säule eine

Steinsäule an die Stelle gesetzt. Bevor aber die völlige Auswechselung dieser Stützen vollendet war, mögen Jahrhunderte vergangen sein. Die eigentliche Cella in der Mitte diente zur Aufstellung von Statuen, welche als Weihegeschenke dargebracht waren. Unter ihnen befand sich auch die in unserem ersten Bilde (S. 4) erwähnte marmorne Statue des Hermes, ein Meisterwerk des Praxiteles, zugleich die einzige, welche aus den dort prangenden Statuen aus dem Altertume auf uns gekommen ist, aber auch der kostbarste Fund der ganzen Ausgrabungszeit. Es war das Heraion das vornehmste und älteste Schatzhaus des olympischen Zeus.

Zu diesen ältesten Bauwerken gesellte sich im Laufe der nächsten Zeit, etwa seit dem sechsten Jahrhunderte eine Anzahl anderer Gebäude, Schatzhäuser genannt und von einzelnen Staaten oder Machthabern aufgestellt. Sie bildeten die Häuserreihe an der Nordseite der Altis am Abhange des Kronoshügels, jener Gegend, die vom heiligen und profanen Bezirk gleich gut gesehen werden konnte. Nach der Überlieferung des Pausanias waren es ihrer zehn, nach dem Ergebnis der Aufgrabung ihrer zwölf oder gar dreizehn. Es sind die der Städte Sybaris, Kyrene, Megara, Sikyon, Syrakus, Epidamnos, Byzanz, Selinus, Metapontum und Gela. Ihnen allen ist mit alleiniger Ausnahme des von Gela das gemeinsam, dafs sie eine einfache oblonge Cella haben, den Aufbewahrungsort der Kostbarkeiten, und ihre Seitenwände über die Thürwand hinaus verlängert mit zwei dazwischen gestellten Säulen eine Vorhalle bilden. Im übrigen sind sie rücksichtlich der Baukonstruktion keine Bauwerke ersten Ranges zu nennen. Welcher Reichtum aber an Edelmetallen in ihnen aufgestellt war, dafür mag die eine Nachricht bei Polemon genügen, dafs allein in dem Schatzhause von Metapontum 132 silberne Schalen, zwei

silberne Weinkrüge, ein silbernes Opfergeschirr und drei vergoldete Schalen gewesen seien.

Die Eleer waren die Haushalter dieses hellenischen Heiligtums und seiner Bauwerke; darauf beruhte ihr politischer Einflufs und ihre Geltung unter den Hellenen. Als nun nach glücklich beendetem Freiheitskriege die griechischen Städte untereinander wetteiferten, auf dem heiligen Haine von Olympia Statuen zu errichten, deren Zahl wir nicht mehr kennen, da glaubten auch die Eleer es dieser ihrer Stellung schuldig zu sein, einen Bau aufzuführen, der alle übrigen an Glanz und Pracht überstrahlen sollte: das war der Zeustempel und in demselben das goldelfenbeinerne Zeusbild, jenes Wunderwerk des gröfsten Meisters, des Pheidias. Dieser dorische Tempel hatte nach Pausanias eine Länge von 230 und eine Breite von 95 Fufs; er zählte 6 Säulen in den Fronten, 13 in den Flanken; jede Säule hatte 10,43 Meter oder 32,5 olymp. Fufs Höhe und 2,24 Meter oder 7 olymp. Fufs Durchmesser. Von dem ergreifenden Gesamteindruck dieses glänzendsten aller Bauwerke hellenischer Epoche in Olympia können wir uns schwerlich einen Begriff machen.*)

Auf dem Hauptaltar Olympias, dem Mittelpunkte des gesamten Kultus, wurde täglich geopfert. Aufserdem gab es noch eine ganze Anzahl Altäre, Pausanias erwähnt über sechzig. Diese Menge läfst voraussetzen, dafs auch in der nicht festlichen Zeit gewisse Beamte in Olympia ihren unveränderlichen Wohnsitz genommen hatten. Eine Stadt

*) Über die Zeit des Baues und über die Architektur des Tempels, eines Bauwerkes, bei welchem die aufgedeckten Überreste und alte Beschreibungen sich in gleichem Mafse ergänzen, giebt das reich und künstlerisch ausgestattete Werk von A. Boetticher, Olympia, das Fest und seine Stätte, Berlin 1886, 2. Aufl. S. 255 ff. Aufschlufs, welches auch mir in diesem Bilde als wesentliche Quelle gedient hat.

ist Olympia aber nie gewesen. Von der Höhe des Kronionhügels schauten die Besucher herab auf unzählige Weihgeschenke und Statuen aller Art. Es war die Altis gewissermafsen ein Archiv der hellenischen Geschichte in Marmor, Erz und Bronze; die einfachsten Geschenke uralter Zeit, wenn sie auch nur in Bruchstücken wieder aufgefunden sind und unansehnlich erscheinen, sind für den Forscher von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Eine weit gröfsere Zahl aber ist verschwunden und besonders die aus Bronze angefertigten, einem Material, das die später auf der olympischen Ebene wohnende Bevölkerung so leicht zu anderen profanen Zwecken verwenden konnte. Dieser Umstand mag uns denn auf die Darstellung der späteren Schicksale der Ebene bis auf unsere Tage führen.

Der Hader der griechischen Kantone untereinander hatte dahin geführt, dafs der König Philippos, dessen Rofs in der 106. Olympiade einen Sieg in Olympia davongetragen hatte, sich mit der Schlacht bei Chäronea zum Herrn Griechenlands machte. Bei dem Verluste der Freiheit war es noch ein Glück zu nennen, dafs Alexander, ein Fürst von hellenischer Bildung, nach dem Tode des Vaters die Herrschaft übernahm. Auf des Königs Veranlassung entstand das Philippeion, ein tempelartiger Bau in Olympia. In den Anfang der macedonischen Zeit fällt auch die Erbauung der für die gymnastischen Übungen bestimmten Anlagen, des Gymnasions und der Palästra, wenn man auch nicht annehmen darf, dafs vor dieser Zeit keine derartigen Baulichkeiten dagewesen wären. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs in der macedonischen Zeit der Festbesuch von Olympia gegen die letzte griechische Zeit zugenommen haben mag; die Stadionwälle wurden erweitert, die Höhe des neuen Walles wurde auf 40 000 Zuschauer berechnet. Auch

zahlreiche Ehrenbildnisse, welche die Eleer den einzelnen Diadochenfürsten gesetzt haben, machen es höchst wahrscheinlich, dafs diese sich in irgend einer Weise um die Feststätte verdient gemacht haben.

Mit der Unterwerfung Griechenlands unter die Römer läfst sich infolge der von ihnen verfolgten Politik, in den unterthänigen Gebieten keine grofsen Zusammenkünfte zu gestatten, in denen man etwa auch Politik treiben konnte, erwarten, dafs der Festplatz weniger besucht wurde und die Bauthätigkeit nachliefs. Erst die römischen Kaiser schenkten der heiligen Stätte ihre Aufmerksamkeit, besonders in Rücksicht auf Um- und Neubauten; der Kaiser Nero liefs sich dort seinen Palast bauen, er, der das Fest der 211. Olympiade um drei Jahre verschob, um in dieser Zeit ausgedehnte Vorbereitungen zu einer grofsartigen Feier zu treffen. Ebenfalls gehörte zu den Bauten der römischen Kaiserherrschaft die Anlage von Thermen. Herodes Atticus wurde dadurch, dafs er für die nach Tausenden zählende Menge ausreichendes gutes Wasser in der Sonnenhitze beschaffte — das Wasser des Alpheios ist nämlich ungeniefsbar —, ein Wohlthäter von Olympia.

Wenn sich im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Olympia eines neuen Aufschwunges erfreuen durfte, und während des zweiten wenigstens ein beschränkter Sammelpunkt des schwindenden hellenischen Lebens blieb, so fehlten mit dem folgenden Jahrhunderte bei der allgemeinen Not des römischen Reiches vor auswärtigen Feinden auch die Mittel, welche den Festspielen bislang von ihren Gönnern zugeflossen waren. Der Kaiser Julianus hatte der Landschaft die Steuerfreiheit geschenkt. Bis zum Jahre 393 scheinen die olympischen Spiele regelmäfsig gefeiert zu sein: da unterdrückte sie das Verbot des Theodosius, auf dessen Befehl auch das

heilige Feuer der Vesta in Rom erlosch und die letzte hochbejahrte Vestalin das Heiligtum räumte. Der zweite römische Kaiser dieses Namens legte drei Jahre später Feuer an den Tempel von Olympia und Justinian erneuerte 140 Jahre später das Verbot Theodosius des Ersten. Es glühte aber trotz der voraufgegangenen Heidenverfolgung in jenen Zeiten ein Funken der alten Begeisterung, nur langsam wichen die Götter des Olymps dem siegreichen Vordringen des Christengottes.

Gar schnell brachen aber von anderer Seite die Katastrophen herein, denen die vielbesuchte und vielbesungene Stätte zum Opfer fiel. Zunächst war es die greuliche Verwüstung der Goten unter Alarich im Jahre 395. Wie viel an Bauwerken und Bildsäulen damals von diesen Barbarenhorden vertilgt ist, entzieht sich unserer Vermutung. Der Befehl Theodosius des Zweiten vom Jahre 426, alle heidnischen Tempel im oströmischen Kaiserreich zu zerstören, war eine Mafsregel, die dem antiken Leben den Todesstofs gab. Es fielen die zahlreichen Bauwerke in Olympia, wenn auch vom Zeustempel Säulen und Gebälk dies Schicksal überdauert haben. Was aber Menschenhände nicht niederstrecken konnten, das that der alte Erderschütterer Poseidon selbst. Nach der Annahme derer, welche die Stätte bei der Ausgrabung gesehen haben, mufs es ein furchtbarer und annähernd zentral verlaufender Stofs gewesen sein, der diese Bauwerke in Stücke brach. Ob es ein einmaliges Erdbeben oder mehrere waren, die an dem Zerstörungswerk mitwirkten, ist ebenso wie die Zeit, in welcher der Zusammenbruch erfolgte, viel bestritten worden.

Dafs nach so gewaltigen Naturereignissen von einer ansässigen Bevölkerung auf der Ebene für die nächste Zeit keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Nur allmählich entstehen einige armselige Wohnhäuser; ein

mehr und mehr herabgekommenes Geschlecht lebte hier friedlich von Ackerbau und Viehzucht. Sie waren Christen. Im siebenten Jahrhunderte besetzten slawische Stämme die Halbinsel. Seit dieser Zeit erfahren wir so gut wie nichts von der alten Stätte, erst mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts begegnen wir fränkischen Rittern auf der Halbinsel, die seitdem Morea genannt wird und in ungefähr zweihundert Lehen zerfiel. Den Franken folgten in der nächsten Zeit Albanesen. Von der Herrschaft der Türken hat sich Griechenland bei geringen eigenen Hilfsmitteln unter dem Beistand der Grofsmächte Europas befreit. Endlich ist Ruhe geworden in einem Lande, in welchem Griechen und Römer, Byzantiner, Goten und Slawen, Franzosen, Venetianer, Osmanen, Albanesen und Araber ihre verwüstenden Kämpfe geführt haben.

Über die olympische Ebene hat sich im Laufe der Zeit eine durchschnittlich vier bis sechs Meter hohe Sandlage gebreitet. Man nimmt jetzt, früheren Vermutungen entgegen, wonach der Alpheios die allmähliche Verschüttung bewirkt habe, an, dafs lediglich der von den umliegenden Höhen herabgeflossene und über die Ebene hin ausgebreitete Sand es ist, dem wir die Schuld beimessen müssen für die Überdeckung, die so viele Jahrhunderte uns den Blick über jene in der ganzen alten Welt berühmte Ebene benommen hat. Diese Sand- und Mergelmassen waren durch Regenschauer von grofser Heftigkeit in die Ebene hinabgeschwemmt und konnten sich um so leichter ohne Hindernis ausdehnen, als die künstlichen Vorkehrungen des Altertums gegen diese Gefahr später ganz vernachlässigt waren. Auch der Kladeos, dessen Lage wir oben näher angaben, rifs, über seine Ufer getreten, hohe Sandschichten mit sich fort und breitete sie über den westlichen Teil der Ebene.

Gelehrte und Kunstfreunde hatten sich schon seit längerer Zeit mit der Hoffnung getragen, dafs Olympia einmal wieder werde aufgedeckt werden. Die Zeitverhältnisse waren ihnen, vielleicht zum Glück für die Erfolge der jüngsten Aufdeckung, nicht günstig. Einzelne, die es unternommen, kehrten ohne wesentlichen Gewinn heim, manche Mifsgriffe wurden auch bei der Neuheit des Gegenstandes gemacht. Diese früheren Versuche haben als wirkliches Resultat nur die Feststellung des Zeustempels erreicht. Eine französische Expedition nach Olympia vom Jahre 1829 hatte die teilweise Freilegung des Zeustempels zur Folge. Die Fortsetzung der Arbeit wurde aber, wie nachträglich sich herausgestellt hat, den Franzozen untersagt; was sie gefunden, haben sie im Louvre aufgestellt. Man hatte aber durch dies französische Unternehmen erfahren, dafs der Boden die alten Schätze noch barg; nur fortgesetzter Arbeit bedurfte es, sie zu heben.

Den Deutschen blieb die weitere Aufdeckung Olympias vorbehalten. Kein geringes Verdienst gebührt in der Aufforderung hierzu einem damals noch jungen Gelehrten, der nach seinen Reisen nach Griechenland in Gemeinschaft mit C. Ritter und Ch. A. Brandis von der Schönheit des griechischen Landes entzückt war und immer wieder hervorhob, dafs man nur an Ort und Stelle die Monumente des Altertums, die lebendigen Zeugen alter Tüchtigkeit lernen könne. Das war der dem preufsischen Hofe nahestehende Professor E. Curtius, der sich die Aufdeckung Olympias zu einer Lebensaufgabe gestellt hatte und u. a. in seinem Vortrage über Olympia am 10. Januar 1852 sagte: „Von neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schofs wieder geöffnet werden, um die

Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern! Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgegangen sind und einen höheren Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Was man sich damals, hingerissen von einem solchen Vortrage, versprochen, wenn die rechte Stunde gekommen sein werde, blieb doch noch ein frommer Wunsch bis zu einem im April des Jahres 1874 zwischen Deutschland und Griechenland abgeschlossenen Vertrage, den der deutsche Reichstag einmütig bestätigte. Nach Überwindung der Hindernisse seitens der Kammern in Griechenland erfolgte im Laufe von mehr als fünf Jahren eine systematische Ausgrabung.

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dafs es kein Volk giebt, welches eine so grofse Anzahl von Forschern, Sammlern und wissenschaftlichen Reisenden auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde hat als das deutsche, und die Deutschen haben es sich seit der Neugründung des Reiches zur Ehre angerechnet, die Ergebnisse ihrer mühevollen und gefährlichen Unternehmungen in der Reichshauptstadt gleichsam auf den Altar des grofsen Vaterlandes niederzulegen. Die Ausgrabung von Olympia aber ist die erste grofse Friedensarbeit des neu erstandenen deutschen Reiches; die Aufgabe, welche dieselbe sich gestellt hatte, die Freilegung des heiligen Bezirks, der Altis, ist vollständig erreicht. Wie manches erkennen wir jetzt anders als nach der Angabe des Pausanias! Die Ausgrabungen in Olympia haben offenbare

Irrtümer dieses Gewährsmannes erkennen lassen. Man folgt seinen Mitteilungen nicht mehr kritiklos. Nichtsdestoweniger bleibt er für das Verständnis des Gefundenen von unschätzbarem Werte.

In runden Summen ergaben die Bemühungen der deutschen Forschung die Bekanntschaft mit 40 Bauwerken, 130 mehr oder weniger erhaltenen Statuen, Reliefs u. s. w. in Marmor und 1500 Fragmenten. An bronzenen Gegenständen fand man 13 000, an Terracotten 1000, an In-



Fig. 51. Münze des elischen Zeus.

schriften 400 und 600 Inschriftfragmente und 6000 Münzen, von denen die hier wiedergegebene den olympischen Zeus darstellt, ein Bild des Gottes, in dem sich Hoheit und Milde paaren.

Die angefügte Karte von Olympia ist eine Rekonstruktion, auf der die Ergebnisse der architektonischen Forschungen zu einem künstlerischen Bilde gestaltet sind. Die Altis zeigt sich auf derselben von ihrer westlichen Seite und den Hauptteil nehmen die Tempel ein.



VII.

Die olympischen Spiele.

Was beginnen jetzt die Hellenen?" „Sie feiern das Fest der Olympien; sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu." „Und was ist der Preis solcher Kämpfe?" „Ein Reis vom Ölbaum." — So lautet nach Herodot das Zwiegespräch des Mardonios und arkadischer Überläufer. Da wendet sich einer der persischen Grofsen zu dem Heerführer und spricht: „Wehe uns, Mardonios! Gegen welche Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend." Mit diesen Wettkämpfen, in denen der errungene Kranz als ein unschätzbares, köstliches Gut galt, wollen wir uns in diesem Bilde beschäftigen, mit Spielen, denen die grofsen Turner- und Schützenfeste der Neuzeit nicht gleichkommen, mit Spielen, die in Bezug auf ihren Wert Pindar in der ersten olympischen Ode vergleicht mit dem Wasser als dem köstlichsten unter allen Elementen, mit dem Golde als dem höchsten unter den Schätzen menschlichen Besitzes, mit der leuchtenden Sonne, die den höchsten Glanz und Wärme ausstrahlt.

Der Ursprung dieses aus allen Gauen Griechenlands und vom fernen Auslande besuchten Nationalfestes fällt in die allerälteste Zeit und hängt mit der alten Heroensage innig zusammen. Nach derselben nämlich herrschte einst ein König Oinomaos über Pisa, welcher eine einzige Tochter besafs, die schöne Hippodameia, auf welche nach seinem Tode die Herrschaft übergehen mufste. Der König, nicht geneigt, seine Tochter zu vermählen, vielleicht auf die Weissagung hin, dafs er von des Schwiegersohnes Hand fallen werde, forderte im Vertrauen auf ein Paar windschnelle Rosse übernatürlicher Herkunft jeden Freier auf, mit ihm in einem Wettfahren von den Ufern des Kladeos aus sich zu messen. Dreizehn solcher kühner Freier hatte er bereits überholt und mit der Lanze erstochen, da erschien des Tantalos Sohn Pelops, ein Fürst der Lyder. Während nun der jugendliche Held nach der einen Überlieferung als Liebling des Poseidon, welcher ihm einen goldenen Wagen und nie ermüdende Flügelrosse gegeben, des Oinomaos Gewalt brach und die Jungfrau gewann, läfst eine andere volkstümliche Erzählung den Königssohn durch List den Sieg gewinnen. In den Diensten des pisatischen Königs stand nämlich als Wagenlenker Myrtilos, ein Sohn des Hermes, der selbst am liebsten das Königskind heimgeführt hätte, aber den grausamen Fürsten fürchtete. Überzeugt, dafs er auf ehrliche Weise seinen Wunsch nicht erfüllt sehen werde, verriet er den eigenen Herrn und schlofs mit Pelops einen schändlichen Vertrag. Bei der Wettfahrt soll Myrtilos die Pferde seines königlichen Herrn unruhig gemacht oder die Nägel nicht an den Wagenrädern eingesetzt haben: Oinomaos wird vom Wagen geschleudert und erstochen, während Pelops Braut und Land gewinnt. Als aber später Myrtilos den neuen Herrn des Landes an das Versprechen und den Vertrag erinnert,

wurde er gelegentlich einer Meerfahrt von diesem über Bord gestofsen. Am Ufer wurde die Leiche aufgefunden, und Hermes versetzte den geliebten Sohn unter die Gestirne des Himmels, wo er als „der Fuhrmann“ noch heute seinen Wagen lenkt. Pelops aber feierte als glücklicher Sieger in Olympia dem Zeus ein Fest von früher nie gesehener Pracht und Herrlichkeit. Herakles, der Enkel des Pelops, das Ideal männlicher Kraft, erneuerte nach einem glücklichen Kampf im Andenken an seinen Grofsvater mit grofsem Glanze die Spiele, bei denen schon mannigfache Formen des Wettkampfes erschienen. Die Sage läfst Herakles selbst auftreten und als Sieger hervorgehen.

Es mufs unmöglich erscheinen, die Gründungssage dieser Spiele aufzuklären und historische Unterlagen für diese grofsen Nationalspiele nachzuweisen. Der Peloponnes war früh der geweihte Boden festlicher Wettkämpfe. Fest steht nach der früher erwähnten ehernen Scheibe, der wichtigsten Urkunde peloponnesischer Geschichte, dafs zwischen Iphitos von Elis und Lykurgos von Sparta ein Bund um das Heiligtum des pisäischen Zeus geschlossen, dafs Iphitos infolge eines Orakelspruches, welcher ihm als einziges Mittel gegen die damals herrschenden Seuchen und die Zwietracht unter den Staaten im Peloponnes die Wiedererneuerung der verfallenen Zeusfeste in Olympia anriet, die Spiele um das Jahr 880 feierte, dafs seit dieser Zeit der Gottesfrieden in das Land einzog und die olympischen Spiele alle vier Jahre regelmäfsig stattfanden. Sie wurden eine friedliche Vereinigung aller hellenischen Stämme, sobald die festlichen Tage nahten und die Gesandtschaften der griechischen Staaten, der kantonalen Streitigkeiten vergessend, in die gesegnete Landschaft zogen.

Waren auch anfangs die Eleer die einzigen Fest-

gäste, gar bald wurde die Teilnahme eine allgemeinere; es folgten aus dem Peloponnes Arkader, Lacedämonier, Messenier, Megarer und von aufserhalb des Peloponneses die Athener. Und nicht nur aus dem Mutterlande kamen die Festgenossen zusammen, gerade die Inseln im Westen und Osten sandten ihre Vertreter und Kämpfer, wie auch u. a. aus dem Namen der erwähnten Schatzhäuser von Olympia hervorgeht. Ungefähr seit der 30. Olympiade erstreckte sich die Teilnahme über ganz Hellas, seit der 40. über die Griechen in den Kolonieen, den höchsten Glanz aber erreichten die Spiele in dem Zeitraume von 580 bis 440 v. Chr. In der späteren griechischen und griechisch-macedonischen Zeit überwog die Zahl der Festgäste aus den Kolonieen bei weitem die der Griechen des Mutterlandes.

Unter allen Umständen aber konnten nur Griechen am Wettkampfe teilnehmen, den Barbaren war die Teilnahme verboten, das Zuschauen erlaubt; die Griechen wieder mufsten den Nachweis bringen und vor der Bildsäule des Zeus bekräftigen, dafs sie nicht mit Blutschuld oder Gottesfrevel belastet waren oder den elischen Gottesfrieden verletzt hatten. Es erkannten die Richter aber auch auf Ausschlufs von der Feier wegen gewisser politischer Gründe. Sonst schied kein Vornehm oder Gering, kein Arm oder Reich die Teilnahme, wenn es auch erklärlich ist, dafs nur solche Griechen am Wettkampfe teilnahmen, deren Vermögensverhältnisse sie in den Stand setzten, die nicht unbedeutenden Kosten der Reise, der Vorbereitungen, des Aufwandes zu bestreiten. Wer aber über irdische Güter verfügte und Sinn für Grofses und Schönes hatte, dem war der Weg nach Olympia nicht zu weit, der Aufwand nicht zu grofs.

Der Beteiligung der Männer am Wettkampfe folgte seit der 37. Olympiade auch die der Knaben im Wett-

lauf und Ringen. Während nun in der älteren geschichtlichen Zeit nur der einfache Stadionlauf gepflegt wurde, kam in der 14. Olympiade der Doppellauf, in der 15. der Dauerlauf hinzu, seit der 18. das Pentathlon, der 23. der Faustkampf; die 25. Ol. war dann vor allem in der Entwickelung der Spiele wichtig, weil seit dieser Zeit die ritterlichen Übungen, das Wagenrennen mit dem Viergespann volljähriger Pferde, die festlichen Tage hinfort verherrlichten.*) Die Renn-Propositionen lassen sich in ihrer Entwickelung folgendermafsen bestimmen. Auf das Wagenrennen mit dem Viergespann folgte das Rennen volljähriger Pferde unter dem Reiter (Ol. 33), das Rennen mit dem Maulesel-Gespann und das Rennen der Stuten unter dem Reiter (Ol. 71—84), das Wagenrennen mit dem Zweigespann volljähriger Pferde (Ol. 93), das Wagenrennen mit dem Fohlen-Viergespann (Ol. 93), das Wagenrennen mit dem Fohlen-Zweigespann (Ol. 128), das Rennen der Fohlen unter dem Reiter (Ol. 131). Die Besitzer der Pferde mufsten im Vollgenufs der bürgerlichen Ehren stehen, sie durften nicht Unterthanen solcher Staaten sein, die von dem heiligen Agon ausgeschlossen waren, und Pferde im Besitze der Preisrichter waren von dem Wettbewerb ausgeschlossen. Das Pankration war in der 33. Olympiade hinzugetreten, und abgesehen von einzelnen besonderen Bestimmungen über die Teilnahme der Knaben an gewissen Übungen wurden diese Spiele noch erweitert seit Ol. 65 durch die Einführung des Stadionlaufes Bewaffneter. Nachdem die Kampfspiele in dieser Weise erweitert waren, dauerten sie seit Ol. 77 fünf Tage.

Mit dem Stadionsiege des Koroibos im Jahre 776

---

*) Kyniska, die Schwester des lacedämonischen Königs Agis, tritt als Rossezüchterin in die Schranken und erringt einen glänzenden Sieg.

v. Chr. begann nach alter Überlieferung die regelmäfsige Aufzeichnung der olympischen Sieger, damit die urkundliche Geschichte des Bundesheiligtums, damit die Sitte, die Jahre nach den in jedem fünften Jahre — nach antiker Weise Anfangs- und Endtermine mitgerechnet — wiederkehrenden Siegen zu zählen. Das Fest selbst fiel in die Tage nach der Sommersonnenwende, in die erste Hälfte des ersten Monats des Jahres, nach unserer Rechnung in das Ende des Juni oder den Anfang des Juli, in eine Zeit, wo in dem schwülen Alpheiosthale eine fast erdrückende Hitze herrschte. Dazu gebot eine gesetzliche Verordnung den Zuschauern, mit entblöfsten Häuptern den Spielen beizuwohnen. Nur aus einer alten religiösen Tradition mag es zu erklären sein, dafs gerade die heifseste Zeit des Jahres für die Festtage ausgewählt war.

Wir betrachten zunächst die Vorbereitungen zu diesen Spielen.

Weil die olympischen Spiele ursprünglich ein elisches Fest waren, so blieben die Eleer auch späterhin die Leiter und Ordner des gemeinsam von ganz Griechenland gefeierten Festes. Hatte anfänglich nur einer oder zwei der angesehensten Bürger von Elis als Festordner genügt, welche die Ehre und die Mühe der Festleitung hatten, so waren bei der wachsenden Mannigfaltigkeit der Spiele weitere Kräfte nötig geworden. Es waren zeitweilig zwölf, auch acht, aber meist neun Mitglieder, die das Amt der Preisrichter übernahmen, drei für das Pferderennen, drei für den Faustkampf, drei für die übrigen gymnischen Wettkämpfe. Sie hiefsen Hellanodiken und scheinen für jede Festperiode aus den freien Bewohnern des Landes durch das Los ernannt zu sein. Die Neuwahl erfolgte aber schon ein Jahr vor Beginn der neuen Olympiade, und bald nach der Wahl traten sie für die

vorbereitenden Arbeiten im Hellanodikeon, einem für ihre Zwecke bestimmten Gebäude in der Nähe des Marktplatzes der Hauptstadt Elis zusammen. Dann zogen die elischen Boten, gewifs hochangesehene Männer, von gröfserem Gefolge begleitet aus, um den Gottesfrieden zu verkünden. Darauf erfolgten von allen griechischen Gauen die Anmeldungen derer, die an den Wettkämpfen teilnehmen wollten; sie wurden von den Hellanodiken in eine besondere Liste, Leukoma, eingetragen. Die Anmeldungen waren um so frühzeitiger notwendig, als neben den Vorbereitungen in der Heimat auch noch eine Prüfungszeit der Bewerber vor den Augen der Hellanodiken in dem Gymnasion der Hauptstadt gefordert wurde. Dieses Gymnasion war der Hauptschmuck der Stadt, eine Musteranstalt für ganz Griechenland und in jener Zeit der Sammelplatz der edelsten Jugend aus allen Ländern griechischer Zunge. — Bei bewährten und schon früher als Sieger hervorgegangenen Kämpfern mochten wohl diese Vorübungen in Elis wegfallen; andere wurden jedenfalls auch als unbrauchbar zurückgewiesen.

Auf dem heiligen Wege, die Küste des Meeres entlang, zogen die Hellanodiken von der Hauptstadt nach Olympia. An der Landesgrenze zwischen Elis und Pisatis wurde Rast gemacht und ein feierliches Reinigungsopfer vollzogen. Von da ging es über Letrinoi nach Olympia. Zugleich mit den Preisrichtern oder zum Teil schon längere Zeit vorher zog ein Trofs niederer Beamte, zu denen die Alyten mit polizeilichen Befugnissen gehörten, und Bedienstete ein. Künstler und Handwerker hatten vollauf auf dem Festplatze zu thun, und mancher Festgast mochte die Ordnung und Pracht bewundern, ohne die Mühen und Arbeiten zu ahnen, die erst hatten voraufgehen müssen. Kaufleute in nicht geringer Menge schlugen ihre Mefsbuden auf, Künstler führten ihre Kunst-

gegenstände herbei, welche die Sieger als Weihegaben für den Festplatz ihnen abkauften, der Flufs wimmelte von Barken, die Laubwerk und Efswaren herbeibrachten; Opfer- und Schlachtvieh wurde aufgetrieben.

Olympia ist das grofse Stelldichein von ganz Griechenland gewesen. Nicht nur schaulustige, auch Männer ernsterer Art finden wir unter den Festgästen. Feldherren und Staatsmänner kamen, um sich an dem Anblick der lebendigsten Kraftäufserung ihres Volkes zu erfreuen. Es kamen Philosophen, Rhetoren und Sophisten. Von Thales und Cheilon hören wir, dafs sie noch im hohen Alter die für alle Griechen heilige Stätte aufsuchten, ein Pythagoras, Anastagoras, Sokrates, Plato u. a. erscheinen als Zuschauer bei den Spielen; selbst der weltverachtende Diogenes nahm teil. Das Altertum zollte fast ausnahmslos den olympischen Spielen seine Anerkennung. Vor allem aber fesseln uns die offiziellen Gesandtschaften der einzelnen Staaten. Sie traten mit dem äufsersten Glanze auf, kostbar waren die Gewänder, kostbar die goldenen Stirnbinden der Gesandten. Auf prächtigen Wagen mit glänzenden Geschirren waren sie gekommen, mit sich führend herrliche Purpurzelte für ihren Aufenthalt in den lauen Mondnächten des Hochsommers am Alpheios.

Bei der am ersten Tage erfolgenden Prozession wurde ein Schatz an Geräten in Edelmetall, Weihekesseln und Rauchgefäfsen zur Schaustellung des Glanzes und der Wohlfahrt voraufgetragen. Die Opferfeierlichkeiten, an denen auch die Festdeputationen aus den einzelnen Staaten, die oft mit politischen Missionen betraut waren, teilnahmen, mit grofsem Aufwand vollzogen, boten eine willkommene Gelegenheit, den Wohlstand und die Machtfülle der Heimat hier zur Schau zu tragen und einander an Prachtentfaltung zu überbieten. Vor allem galt

es an diesem ersten Tage, ein Opfer dem olympischen Zeus darzubringen; es erfolgte die Vereidigung der bei den Kämpfen als Bewerber oder Kampfrichter Teilnehmenden im Rathause zu Olympia. Die Kampfrichter schwuren, dafs ihr Urteil ein gerechtes und unparteiisches sein solle; sie machten dann die Bewerber auf den Ernst der Sache aufmerksam und sprachen: „Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, ganz so wie es sich für die geziemt, welche Olympia betreten wollen, wenn ihr nichts Leichtfertiges noch Unedles gethan habt, so kommt, mutig vertrauend. Wer sich aber nicht so vorbereitet hat, der gehe, wohin er will.“ Es mochte dann noch die Verteilung der Bewerber in einzelne Gruppen erfolgen, und das Los entschied über die Reihenfolge der Gegner in den einzelnen Wettkämpfen. Bevor aber das Los fiel, beteten die Losenden zum Zeus, dem Lenker der Geschicke.

War dann alles für den folgenden zweiten Tag angeordnet, so fanden sich am Abend die Festgäste in der Ebene zur Begrüfsung zusammen. Im fröhlichen Kreise genofs man Speise und Trank, und die Jünglinge, die zum ersten Male in die Schranken treten wollten, lauschten am Vorabend den Ratschlägen erfahrener Ringlehrer und Olympioniken in ihrer Mitte. Mit der Morgendämmerung des zweiten Tages, des ersten Kampftages, eilte alles dem Stadion zu, um sich einen guten Platz zu sichern. Das Stadion zu Olympia ist ein Rechteck von 211 Meter Länge und 32 Meter Breite. Eine schlichte, steinerne Schwelle umsäumte den Fufs der Wälle; ein Meter von dieser entfernt lief eine offene Steinrinne mit Wasser und in geeigneten Zwischenräumen waren in diese Rinne kleinere zum Schöpfen bestimmte Bassins angebracht. Am Ende der Bahn, wo die Zielsäule stand, nahmen die Preisrichter auf hervorragenden Sitzen Platz. Sie trugen

das Purpurgewand, die Porphyris, gaben durch Herolde das Zeichen zum Anfang und überwachten die Spiele. Spitzsäulen mit den Inschriften „Sei wacker“, „eile“ und „wende um“ standen am Anfange, in der Mitte und am Ende des Stadions.

Galt dieser zweite Tag vorzugsweise dem Kampf der Knaben und Jünglinge, so traten mit Sonnenaufgang des dritten die Männer in die Schranken.

Wie das Los gefallen war — die Lose waren kleine Täfelchen von der Gröfse einer Bohne; sie lagen in einer silbernen Urne und waren nach der Zahl der Wettstreiter

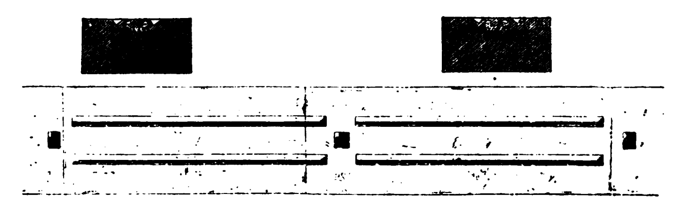


Fig. 52. Ablaufsmarken des Stadions in Olympia.

mit gleichen Buchstaben bezeichnet —, folgten die Wettkämpfer auf ein Trompetensignal zunächst für den einfachen Lauf. Namen und Heimat der Läufer rief der Herold aus. Eine Reihe aneinander gelegter 48 Centimeter breiter Steinplatten bezeichnete die Aufstellung der Läufer, deren einzelne Standplätze durch Pfosten getrennt waren. Auf den einfachen Wettlauf folgte im tiefen Sande der Doppellauf, bei dem es galt die Stadionlänge*) hin und her zurückzulegen, dann der Dauerlauf, die grofsartigste Leistung; nach den leichteren oder tieferen Eindrücken der Fufstapfen im Sande schätzte man

*) Das Stadion, die Strecke, die ein rüstiger Mann im Lauf zurücklegen kann, ohne dafs er anzuhalten braucht, um Atem zu schöpfen, ist das wichtigste Längenmafs auf griechischem Boden geworden. Der Ursprung des Wortes ist nicht ganz klar.

die Tüchtigkeit der Läufer. Sie alle liefen nackt — nur ein kleiner Stiefel schützte den Fufs gegen Verletzungen —, so dafs nichts die volle Entfaltung aller Körperkraft und Gewandtheit hinderte.*) Der laute Zuruf der Menge beflügelte den ausgreifenden Fufs der die Luft zugleich mit den Armen durchrudernden Läufer, deren Schnelligkeit dem fliegenden Geschofs glich.



Fig. 53. Wettläuferin.

(Wetteiferten im olympischen Stadion neben den Männern und Jünglingen schon die Knaben, wieviel mehr erregt es unser Erstaunen, wenn wir hören, dafs auch im Stadion zu Olympia, wenn auch nicht an den grofsen olympischen Spielen, doch an dem Feste der Hera Jungfrauen gleiche Spiele feierten. Sie liefen in kurzem über

*) Als der erste, welcher den Wettlauf nackt vollführte, was hernach für alle Wettkämpfe üblich wurde, wird in der 15. Olympiade Orsippos genannt.

dem Knie endenden Chiton, entblöfster rechter Schulter und fliegendem Haar. Unser Holzschnitt Fig. 53 stellt eine solche Siegerin dar. An demselben Feste gab es auch Reigentänze, von vornehmen Frauen der Landschaft Elis ausgeführt.)

Entschied beim Lauf körperliche Kraft und Aus-



Fig. 54. Faustkämpfer.

dauer, so erforderte das Ringen schon eine Kunst, eine Schulung. Da galt es gewisse Kunstgriffe zu kennen, doch blieb im ganzen diese Art des Ringkampfes eine harmlose. Mit welcher bangen Erwartung mochten nicht die Augen des Vaters dem Kampfe des Sohnes folgen, der zum ersten Male im Angesichte ganz Griechenlands aufgetreten war; welche Unruhe mochte sich

der Mutter bemächtigen, welcher es nicht gestattet war, dem Ringen ihres Sohnes zuzuschauen!*)

Keine der olympischen Kampfarten entspricht aber unserem Gefühle so wenig als der Faustkampf, welcher ebenfalls am dritten Festtage vor sich ging, und es ist wunderbar und unerklärlich, wie ein so hochgebildetes Volk wie das griechische an solchem barbarischen Kampf und Schauspiel sich ergötzen konnte. Schwerbewaffnete Fäuste fuhren dem Gegner ins Gesicht, verletzten Nase, Ohren und Zähne und liefsen ihn oft blutüberströmt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt zur Erde sinken. Wir sehen die beiden Ringer geschickt den Schlag vermeiden, wir sehen sie einander gegenüber, ohne sich gegenseitig erhebliches anhaben zu können, wir sehen auch wieder einen dem Schlage gar nicht ausweichen, keine Deckung nehmen, bis der andere sich erschöpft für besiegt erklärt.

Der gewaltigste Kampf an diesem Tage ist seit der 38. Olympiade das Pankration, in dem sich Kunst und aufserordentliche Muskelkraft vereinigt. Den Zuschauern war dieser Kampf ein anziehendes Schauspiel, galt es doch einen Kampf bis zur völligen Unfähigkeit oder freiwilligen Unterwerfung des Gegners.

Diese beiden Übungen sind es denn auch, welche die Zuschauer bewundern an den Athleten von Beruf, an Männern, die eine Kraft äufsern, welche uns geradezu übermenschlich erscheint.**) Aufser gewissen Kraft-

*) Pausanias nennt eine gewisse Kallipateira, die in Männerkleidung dem Spiele zugesehen habe; sie blieb straflos, weil sie aus Liebe zu ihrem Sohne so gehandelt hatte, der zum ersten Male als Wettkämpfer aufgetreten war und den Sieg davongetragen hatte.

**) Die Geschichte hat uns mit einer ganzen Reihe von Athleten bekannt gemacht, welche oft von einem Feste zum andern herumreisten und gleichsam Gastvorstellungen gaben. Unter ihnen ist Milon von Kroton der bekannteste, der einmal bei den olympischen Spielen durch

übungen, wie dem Fortstofsen und Auffangen des Korykos, eines ledernen mit Sand gefüllten Sackes, dem Auf-

---

den erstaunten Kreis der Versammlung ein vierjähriges Rind über die Rennbahn getragen und dasselbe an einem Tage aufgegessen haben soll. Er hatte nach allen seinen Heldenthaten ein wunderbares Ende. Einstmals sah er in einsamer Gegend bei Kroton im Walde einen Baumstamm, in welchen Keile eingetrieben waren, um ihn zu fällen. Im Übermut und Trotz auf seine oft erprobte Kraft drängte Milon seine Hände so kräftig in den Spalt hinein, dafs die Keile herausfielen. Dann aber vermochte er die Hände nicht mehr zurückzuziehen; er wurde von Wölfen zerrissen.

Von dem Athleten Timanthes aus Kleonai erzählt Pausanias, er hätte noch im hohen Alter, nachdem er die eigentliche Athletik schon aufgegeben, täglich im Spannen eines grofsen Bogens seine Stärke geprüft. Einmal habe er eine längere Reise unternommen und in dieser Zeit seine Kraft nicht erprobt. Zurückgekehrt, habe er wieder von neuem versucht, den Bogen zu spannen, doch vergebens, die Kraft war geschwunden. Da habe er sofort einen Holzstofs geschichtet, ihn angezündet und sich in die Flammen geworfen.

Unter der Regierungszeit des Kaisers Titus lebte ein Athlet namens Melankomas, der es nach dem berühmten Redner Dio Chrysostomos verstand, seinen Gegner zu ermüden, ohne selbst heftige Schläge auszuteilen. Er stand nämlich mit ausgebreiteten Armen vor seinem Gegner, der sich vergebens bemühte, eine Blöfse zu entdecken. So soll er zwei Tage in dieser ermüdenden Stellung verharrt haben. Der erschöpfte Gegner mufste ihm endlich den Sieg einräumen. Melankomas verdankte den Sieg nicht der rohen Kraft, sondern der Beharrlichkeit, der Spannkraft und Stärke des Körpers, den er durch stete Übung und strenge Mäfsigkeit abgehärtet hatte. Mit Mitleid soll er auf seine Kameraden gesehen haben, die sich einander plump in das Antlitz schlugen und den Kampfplatz entstellt und verstümmelt verliefsen.

Und um aus der langen Reihe noch ein Beispiel athletischer Kraft zu nennen, so berichtet Pausanias über einen Ringkampf zwischen dem Epidamnier Kreugas und dem Syrakusier Damoxenos. Als der Kampf beider sich bis in die Nacht auszudehnen drohte, vereinigten sie sich dahin, sich gegen die Streiche nicht mehr zu decken; während der eine schlüge, solle der andere unbeweglich und unthätig stehen bleiben. Kreugas schlug zuerst; wie ein schwerer Hammer fiel seine Faust auf

heben schwerer Gewichte u. a. m. kam es ihnen einem Gegner gegenüber darauf an, das Gesicht desselben zu treffen, während sie selbst den Kopf zurückbogen, den Gegner durch Finten zu verwirren, indem sie wohl mit den Fäusten ein Rad schlugen und ihnen dann mit beiden Panzerhandschuhen zu gleicher Zeit einen „wohlgezielten Gnadenhieb“ versetzten. Bisweilen begleiteten sie mit einem ausgestofsenen Seufzer den wuchtigen Schlag der Faust.

Dies Pankration bildete, wenn auch erst am späten Abend, den Beschlufs der Männerkämpfe des dritten Tages. Die Bedeutung dieses Tages liegt aber darin, dafs die Olympiade nach dem Sieger unter den Männern benannt wurde.

Mit Sonnenaufgang des vierten Tages begann im Hippodrom, wohin man am Sitze der Kampfrichter vorbei gelangte, das Pferderennen; in welcher Reihenfolge jedoch diese hippischen Agone erfolgten, ist ungewifs. Unter allen aber war der wilde Wettkampf der jagenden Viergespanne, auf den wir hier allein Rücksicht nehmen wollen, die grofsartigste und glänzendste Schaustellung. Die Beteiligung an diesem Wettkampf blieb eine Passion der Reichen und Fürsten.

---

das Haupt des Gegners. Es widerstand. Damoxenos winkte darauf dem Kreugas, seinen Arm über den Kopf zu erheben, indem er selber seine nur mit weichen oder losen Riemen bewaffnete Hand, deren Fingernägel lang und spitz waren, vorstreckte. Damoxenos richtete die Hand nach der angespannten Weiche des Kreugas und stiefs sie bis auf die Eingeweide hinein, packte diese und rifs sie heraus. Der Gegner gab sofort den Geist auf. Und was thaten die Aufsichtsbeamten? Sie wiesen den Damoxenos von Nemea fort, weil es verboten war, den Gegner in tödlicher Absicht zu treffen.

Zu diesen handwerksmäfsigen Athleten gehört noch der Thasier Theagenes, der 1400 Siegeskränze errungen haben soll. —

Benutzt wurde der alte Streitwagen der homerischen Zeit, das Harma mit zwei niedrigen Rädern von je vier Speichen. Er hatte einen runden, hinten offenen Kasten, in dem der Lenker stand; er war bequem zum Aufspringen. Die beiden Mittelpferde liefen unter einem Joch, welches am oberen Ende der Deichsel durch Pflock und Ring befestigt war. Die Leinpferde zogen auf beiden Seiten an einem Strange, der an der Vorderseite des Wagenbügels befestigt war. Die Zügel hielt der Rosselenker in beiden Händen; die eine führte aufserdem noch den Stachelstab oder eine lange Rute mit kurzen Peitschenschnüren.

Der Alpheios hat freilich den Hippodrom, der wie das Stadion niedriger lag als die Altis, im Laufe der Jahrhunderte bei seinen winterlichen Hochfluten hinweggerissen. Nur mit Wahrscheinlichkeit läfst sich seine Länge auf zwei Stadien oder 1200 olympische Fufs*) angeben. Nach der Mitteilung des Pausanias gelangte man zunächst an den Ablaufsstand der Pferde, die Aphesis, nach des Kleoitas künstlichem Plane angelegt.**) Dieser Ablaufsstand glich im Grundrifs einem Schiffsvorderteile, dessen Spitze in die Rennbahn mündete. In seiner Mitte stand ein Altar, und bei Beginn des Spieles erhob sich durch eine künstliche Vorrichtung von dort vor aller Augen ein eherner Adler mit weit ausgespreizten Fittigen, und zu gleicher Zeit senkte sich der Delphin, welcher an der vordersten Spitze der Aphesis auf einem Querbalken lag. Mit diesen Zeichen wurden die Seile vor

*) Nach angestellten Untersuchungen beträgt der attische Fufs 0,308, der römische 0,296, der olympische 0,3206 Meter.

**) Vielleicht erstreckte sich der Hippodrom dem Stadion parallel und der künstliche Wall galt als Schutz gegen den südlich strömenden Flufs.

den Wagenständen fortgezogen und die Renner stürzten hervor.

Von volljährigen Rossen wurde die Bahn zwölfmal umkreist, somit eine Strecke von $4\frac{1}{2}$ Kilometer, gewifs ein völlig zureichendes Mafs in Bezug auf die andauernde Schnelligkeit der Pferde. Zwischen jeder der beiden Zielsäulen, Nyssa, befanden sich mehrere distanzangebende Pfosten. Fohlengespanne umkreisten die Bahn achtmal. Nur einmal sah Olympia das glänzende Schauspiel von Zehngespannen junger Rosse; es war Nero, der als kaiserlicher Herr auch in Olympia glänzen wollte.

Die bildende Kunst hat es nicht verstanden, die Leidenschaftlichkeit, wie sie mit jedem Wettrennen verbunden ist, darzustellen. Mit um so glänzenderen Farben schildert uns der Dichter eine solche Szene. Das Umfahren um die obere Zielsäule erforderte die meiste Geschicklichkeit; dort, wo der kleinste Bogen zu schneiden war, war die Gefahr am gröfsten. An dieser gefährlichen Stelle, der Zielsäule gegenüber, stand ein runder Altar, Taraxippos, d. h. Pferdescheu, weil hier die Pferde, die nicht zum ersten Male liefen, oft vor diesem gefährlichen Orte scheuten. „Wenn die Pferde daran vorüberlaufen," schreibt Pausanias, „so ergreift sie ohne sichtbare Veranlassung grofse Furcht, und aus der Furcht geht Unruhe und Verwirrung hervor; deshalb werden hier oft die Wagen zerbrochen und die Wagenlenker verwundet."

Sophokles hat in der Elektra, in Anlehnung an die oben angeführten Worte Homers bei der Darstellung der Leichenspiele zu Ehren des gefallenen Patroklos, nicht weniger ergreifend uns ein Wettfahren geschildert. Vor der Königin Klytaimnestra erscheint Phanoteus, um den Tod des Orestes zu verkünden. Derselbe erzählt mit anschaulicher Ausführlichkeit, Orestes habe am ersten Tage der pythischen Spiele in allen Arten der Wett-

kämpfe gesiegt; an dem Tage aber, wo das Wagenrennen stattgefunden, habe er, nahe daran den Sieg zu erringen, das Unglück gehabt die Achse zu brechen, vom Sitze zu stürzen und elendiglich geschleift zu werden. Die Dichtung selbst, dafs Orestes bei den pythischen Spielen umgekommen sei, ist natürlich Eigentum des Sophokles; der Dichter benutzt aber diese Gelegenheit, durch eine glänzende Schilderung der Kampfspiele das attische Publikum zu fesseln, indem er sagt:

„Des andren Tages, als begann der Rosse Kampf,
Der raschen Renner, mit der Sonne frühstem Strahl,
Trat jener auch mit vielen Wagenführern ein.
Es kam ein Sparter, einer aus Achaja, zwei
Im Wagenrennen wohlgeübt, aus Libya;
Er unter ihnen folgte mit thessalischem
Gespann, der fünfte; sechstens ein Aitolier
Mit braunen Füllen; siebtens ein Magnesier;
Sodann mit weifsen Rossen kam ein Ainier;
Der neunte war aus Pallas gotterbauter Stadt,
Und ein Boioter schlofs den Zug im zehnten Sitz.
Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Lose schwangen und die Wagen ordneten,
Da schmettert' Erzdrommetenschall: fort stürmten sie,
Befeuernd ihrer Rosse Mut, und schüttelten
Die Zügel; weithin füllte da den ganzen Plan
Der Wagen dumpfes Rasseln; hochauf wölkte sich
Der Staub, und alle rannten durcheinander hin
Und schonten nicht der Geifseln, an des andren Rad
Und schnaubend wildem Rofsgespann vorbeizufliehn.
Denn wie der Männer Schultern, so der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt' Orestes um die letzte Säul' herum,
Liefs stets die Nabe streifen, und dem rechten Rofs
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.
Anfänglich fuhren regelrecht die Wagen all,
Bis jene Renner Ainias mit hartem Maul
In Sturmeseil ausrissen und, rechtshin gewandt
Den sechsten Lauf vollendend und den siebenten,
Die Stirne rannten auf die Wagen Libyas.

Und nun zerschmettert' einer durch den einen Fehl
Den andern, stürzte nieder, und zerbrochener
Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
Das nimmt Athens gewandter Zügellenker wahr;
Drum lenkt er auswärts, hemmt der Rosse Lauf und läfst
Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
Am letzten fuhr Orestes, der wohlkundig sein
Gespann zurückhielt, bauend auf des Kampfes Schlufs.
Als aber jener ihn allein noch übrig sah,
Da jagt' er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
Der schnellen Renner; Joch an Joch, in gleichem Schritt,
Flog hin das Paar, nun einer, nun der andere,
Der Wagenrosse stolzes Haupt vorangestreckt.
Und aller andern Bahnenlauf vollendete
Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Sitz:
Da liefs er nach den Zügel, als das linke Rofs
Sich wendend umbog; und den Rand der Säule traf
Er unversehens: mitten brach die Nabe durch:
Er glitt vom Kranz des Wagens und verwirrte sich
Im langen Riemzeug; als er dann zu Boden sank,
Floh'n seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht."

Wie der Wagen im Kampfe eher gebraucht ist als das Reitpferd, so wurde auch erst später ein Wettreiten gebräuchlich auf ausgewachsenen Hengsten, auf Hengstfohlen und auf Stuten. Bei solchem Wettritt war es Sitte, dafs der Reiter kurz vor dem Ziele vom Pferde sprang und im eigenen Trabe das Tier ans Ziel führte.

Die Ehre des Sieges fiel nicht dem Reiter, sondern mit der Sitte des modernen Sports harmonierend dem Tiere und seinem Züchter zu; erhielt auch der Besitzer den Preis, die Ehre gebührte dem Tiere. Das Tier selbst wurde bis an seinen Tod sorglich gepflegt,*) der Züchter erhielt

*) Manchem edlen Rennpferd mag es freilich auch ergangen sein wie jenem, von dem das Epigramm sagt:

„An des Alpheios Ufer errang ich mir Kränze des Wettlaufs;
Zweimal ward ich gekrönt an dem kastalischen Quell.
Preisend verkündete mich auch Nemea; über des Isthmos

das Recht, das Standbild eines Rosses in dem heiligen Haine von Olympia aufstellen zu dürfen. Die Lenker der Tiere, welche oft gegen Lohn bald diesem bald jenem Herrn dienten, trugen von dem Feste eine Wollbinde als Siegespreis heim. Der Kaiser Nero lenkte bei den olympischen Spielen persönlich sein Zehngespann.

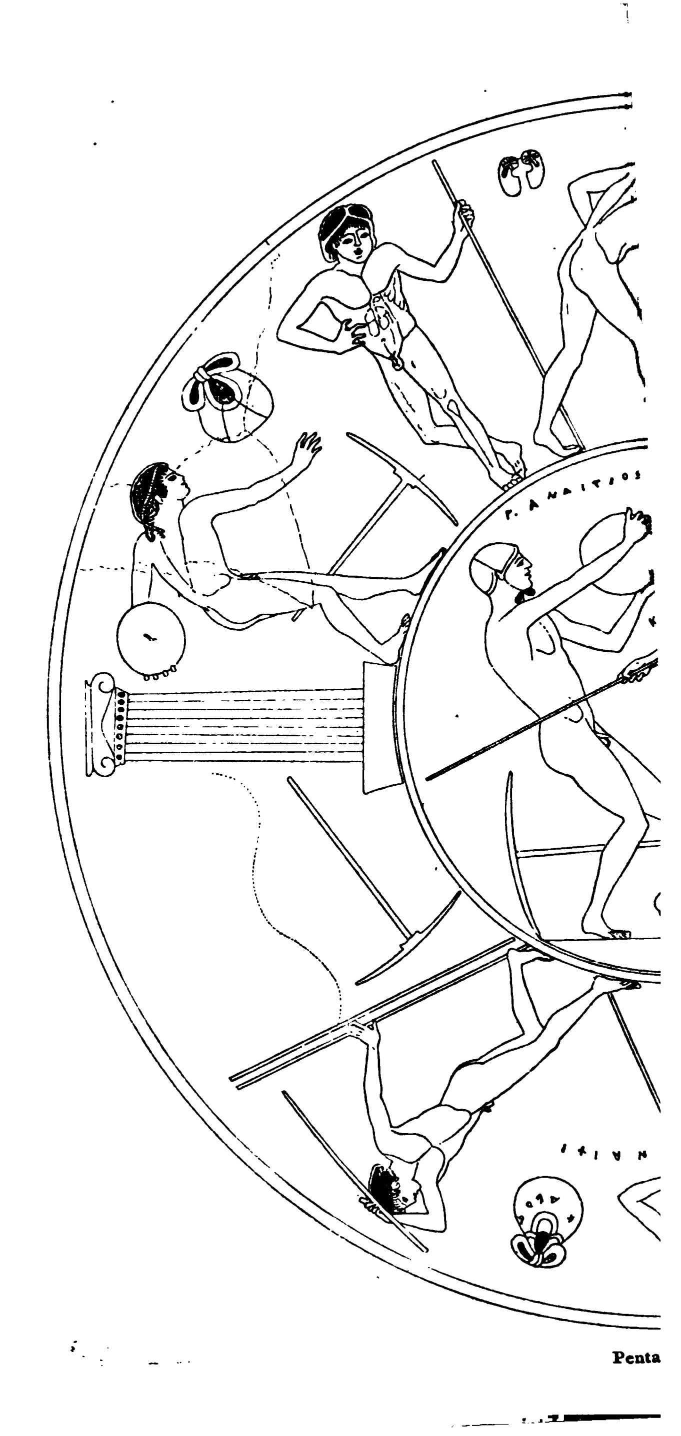
Nach Schlufs der hippischen Agone wogte am Nachmittage des vierten Tages die Menge in das Stadion zurück, wo die wechselvollen Kämpfe des Pentathlon ausgefochten wurden, die feinere Blüte der hellenischen Kampfspiele.

Unter Flötenspiel*) eines pythischen Liedes begann der Wettkampf im Springen und zwar nur im Weitspringen. Der Springer sprang von einer besonderen Stelle, dem Batér ab und mufste im locker gemachten Erdreich beim Niederspringen unverrückt stehen bleiben. Darauf folgte als zweite Übung der Wurf des Diskos. Von der Balbis, einem etwas erhöhten Standpunkt aus, erfolgt der Wurf, und nur die Stelle galt, wo er auffiel. Wir hören von ganz erheblichen Leistungen. Unser Bild Fig. 55 zeigt eine von den acht Nachbildungen des schon im Altertume hochberühmten Diskobols (Diskoswerfers) des Myron, eines Mitschülers des Polyklet, der vorzugsweise aus Erz den männlich kräftigen Leib der Kämpfer mit aller Stärke der schwellenden Muskeln darstellte. Diese Statue vergegenwärtigt eben den Moment, wo der Diskos, im mächtigen Schwunge des Armes, den der ganze

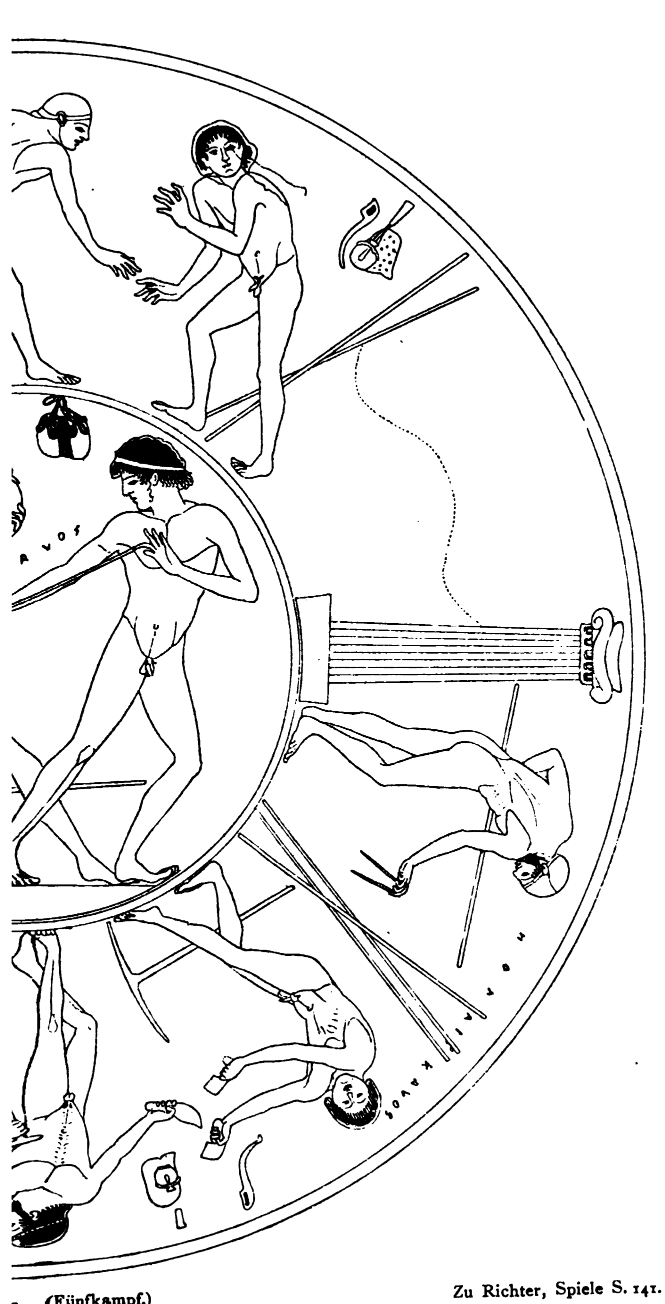
---

Rennbahn flog ich vordem, gleich dem beflügelten Wind.
Nun, ach! wälz' ich im Alter den kreisumlaufenden Mühlstein,
Hart vom Joche gedrückt, strahlenden Siegen zur Schmach."

*) Auf feierliche Ausführung der Musik legte man so hohen Wert, dafs einem Flötenbläser, welcher in sechs Olympiaden hintereinander die Kämpfe mit seiner Musik begleitet hatte, die Ehre einer öffentlichen Denksäule in dem heiligen Haine zuerkannt wurde.



Penta



1. (Fünfkampf.)

Zu Richter, Spiele S. 141.

Körper mitmacht und verstärkt, in weitem Bogen durch die Luft sausen wird. Der Schwung ist so heftig, dafs er den Mann mit sich nach vorn reifst. Die Haltung



Fig. 55. Diskoswerfer.

des Diskoswerfers hat mit der des Kegelschiebers die meiste Ähnlichkeit.

Dann erfolgte Speerwurf, Lauf und Ringkampf. Unsicher und viel bestritten ist wie die Reihenfolge auch

die Frage, welche Bedingungen erfüllt werden mufsten, um im Fünfkampfe den Preis zu gewinnen. Man kann wohl unmöglich einen Sieg in allen fünf Kampfarten gefordert haben. Jedenfalls verfolgte die Zuschauermenge mit spannendem Interesse die Kämpfenden bis zum entscheidenden Moment. Der Ausdruck der Freude oder des Schmerzes wechselte bei den Zuschauern mit jeder Bewegung der Kämpfenden. Das anziehende Schauspiel und die lebhafte südländische Natur liefsen die Zuschauer ihren Anteil an den Wettkämpfen auf die ungestümste Weise äufsern. Von ihren Sitzen brachen sie auf, um den Kämpfern möglichst nahe zu sein, und harrten unter der Mittagsglut auf die Entscheidung, auf den Augenblick, wo von den beiden letzten der eine unterlag und der Überwinder den Kranz des Fünfsieges sich erwarb. Lauter Jubel des Volkes empfing ihn, der im Streit mit solchen, die seiner würdig waren, die jeder Prüfung sich gewachsen gezeigt hatten, den geringeren im mühe- und gefahrvollen Ringkampf überwand und den Sieg der Kämpfe auf seinem Haupte sammelte.

Alle voraufgegangenen Kämpfe beschlofs mit der sinkenden Sonne des vierten Tages der schwere Lauf der Bewaffneten, die Hoplitodromia Fig. 56.

Ob der Schlaf sich in der folgenden Nacht auf die Augenlider der glücklichen Sieger senkte, wir möchten es bezweifeln: hatte doch am nächsten Tage, dem äufserlich glänzendsten, der Sieger den glücklichsten Augenblik seines Lebens, die Überreichung des Kranzes aus den Händen der Hellanodiken. Ein Knabe, dessen Eltern am Leben waren, schnitt mit goldenem Messer einen Kranz von jenem wilden Ölbaum, den einst die Gottheit selbst bestimmt hatte. Er hiefs der Baum der schönen Kränze und stand im Südosten der Altis in einem Pantheion genannten Gehege, dessen Pflege den Nymphen

anbefohlen war. Der Baum hat sich bis in die römische Kaiserzeit erhalten. Es war ein längeres Reis dieses Baumes, das man mehrmals leicht zu einem Kranze zu-

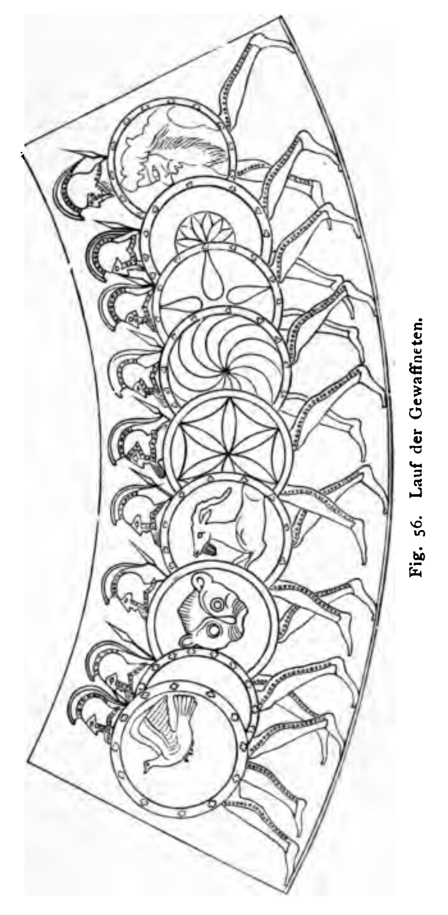


Fig. 56. Lauf der Gewaffneten.

sammenwand. Knüpften sich auch andere Auszeichnungen, selbst materielle Vorteile an diesen Sieg, wie Abgabenfreiheit in der Heimat, eine bescheidene Geldspende, freier Besuch und hervorragender Platz im Theater,

ein lebenslänglicher Freitisch — es war den Griechen nichts im Vergleich zu diesem Kranz, den sie vor den Augen von Tausenden ihres Stammes davontrugen.

Die Kränze für die Sieger lagen in älterer Zeit auf einem mit Erz überzogenen Dreifufs; später hatte Kolotes, ein Schüler des grofsen Pheidias, einen kostbaren Tisch aus Gold und Elfenbein angefertigt, der im Heraion aufbewahrt blieb. Im Tempel, zu den Füfsen des Zeus, safsen auf Sesseln die Hellanodiken; die oberen Galerieen konnten eine gröfsere Zahl von Zuschauern aufnehmen.



Fig. 57. Preistisch.

Bei der Bekränzung des Siegers, dessen Haupt zuvor mit einer weifsen Binde umwunden war, wurde sein eigener Name, der des Vaters, der Heimat, feierlich mit lauter Stimme vor allem Volke verkündet: ihm folgte der Jubel der Menge nicht weniger als das Beglückwünschen der ihm Nahestehenden. Nicht selten mochte man aber auch ein Zischen der Bürger von solchen Staaten vernehmen, die mit der Heimat des Gekrönten in Feindschaft lebten. Aufser diesem Kranz trug der Sieger den allgemein üblichen in der Rechten zu tragenden Palmenzweig als weiteres Zeichen seines Sieges. Beide Bäume kennzeich-

neten Segen und unvergängliches Leben. Sie galten als würdiges Zeichen der Kraft.*)

Gegen die Entscheidung der Hellanodiken gab es nur einen Appell an die Bulé, den olympischen Rat, eine Körperschaft mit dem Sitz in der Hauptstadt Elis. Der Name der Sieger wurde in die amtlichen Verzeichnisse von Stein oder Erz zum ewigen Andenken eingetragen und ihnen verstattet, sich eine Bildsäule zu setzen oder den Göttern zu weihen, was in ihren Kräften stand. Derartige Siegerstatuen giebt es noch in einer grofsen Anzahl. In der Festesfreude vergafs man aber nicht, den Göttern Dankopfer zu bringen. Auch diese Schlufsopfer waren mit Prozession verbunden, wobei die Sieger sich bemühten mit dem gröfsten Glanz aufzutreten. Die Aufzüge erfolgten unter musikalischen Aufführungen, Flöten- und Zitherspiel, auch Reigengesängen von Chören.

Sodann vereinte das von den Eleern veranstaltete Festmahl die Sieger im Prytaneion, wo abends und nachts nach den anstrengenden Tagen ein festliches Gelage die Sieger mit ihren Freunden vereinte. Das Siegesmahl selbst wurde durch musikalische Aufführung und Chorgesang nicht unwesentlich verschönt. Es waren zum Teil ältere Lieder, zum Teil neu komponierte und einstudierte, die hier zum Vortrage kamen. Dieser Sitte verdanken wir die lyrischen Siegesgesänge eines Simonides und Pindar, und wir dürfen ein gütiges Geschick preisen, das uns solche Lieder erhalten hat, von deren Melodieen wir freilich keine Ahnung haben.

Aufserhalb der Altis feierte die Masse des Volkes

*) Taurosthenes aus Ägina soll seinem Vater die Nachricht, dafs er in Olympia gesiegt habe, durch eine Taube vermittelt haben, welche er von ihren Jungen mitgenommen und unmittelbar nach dem Siege mit einem purpurnen Läppchen habe fliegen lassen; sie soll die Strecke von ungefähr 23 Meilen in einem Tage zurückgelegt haben.

im Freien oder in Zelten nach Beendigung aller festlichen Spiele und Opfer die abendlichen Gelage und erquickte sich im fröhlichen Kreise nach all dem Ungemach, dem sie bei der Hitze der Julisonne ausgesetzt war, dem Staub, Schweifs und Durst.

Die nächsten Tage brachten die Heimkehr der Festgäste, die ein Fest gefeiert hatten, welches im wahren Sinne ein nationales war. Heim zog auch eine grofse Anzahl Männer, denen es darum zu thun gewesen war, diese Gelegenheit einer grofsen Versammlung zu benutzen, um vom Opisthodomos des Zeustempels, dem nach Westen geöffneten Hinterhaus herab, Reden und Festvorträge zu halten, von denen der berühmteste der des Herodot gewesen ist, welcher einen Teil seiner Geschichte dort vorgelesen haben soll, und Gorgias ermahnte in einer Rede die in den peloponnesischen Krieg verwickelten Griechen zur Einigkeit gegen die Barbaren.

Die Sieger aber erwartete eine erneute Ehre in der Heimat. Sie wurden durch Gesandtschaften feierlich eingeholt und der Einzug in die Heimat glich einem wahren Triumphzuge. Grofse und herrliche Feste feierte die Vaterstadt des Siegers, die bei mittellosen Bürgern die entstehenden Kosten auf sich nahm. Cicero sagt, dafs ein Olympionike in Griechenland fast höher geehrt sei, als ein Triumphator in Rom. Sieger aus Sparta hatten hinfort die Ehre, in der Schlacht neben dem Könige zu kämpfen. Andere Städte legten besondere Verzeichnisse der aus ihnen hervorgegangenen Sieger an. Nero ahmte auch rücksichtlich des Einzugs in Rom die griechische Sitte nach. Dio Kassius berichtet: Ein Stück der Stadtmauer wurde vor seinem Einzuge niedergerissen und ein Teil der Mauern abgebrochen, was zu Ehren der Sieger in den Wettkämpfen üblich ist. Vorauf zogen Männer mit Siegeskränzen, die er gewonnen hatte, andere

folgten mit Täfelchen an Stangen, auf welchen der Name und der Ort des Wettkampfs verzeichnet stand, sowie dafs der Kaiser Nero der erste aller Römer gewesen, der seit ewigen Zeiten die Siegespalme errungen habe. Dann kam er selbst auf seinem Triumphwagen in einem goldgestickten Purpurgewande, das Haupt mit einem Olivenkranze geschmückt, den pythischen Lorbeerkranz in der Hand haltend. So zog er, von Soldaten, Rittern und Senatoren begleitet nach dem Capitol, während die Stadt mit Guirlanden behängt und von Wohlgerüchen durchduftet war, und das Volk schrie: Heil Dir, olympischer, pythischer Sieger!

Wir schliefsen unsere Darstellung mit dem zehnten olympischen Festgesang Pindars, des Dichters, den Zeitgenossen und Späterlebende verehrten, dessen Haus in Theben Alexander verschonte. Er lautet:

Oft erscheint den Menschen belebender Windhauch
Heilsam, oft auch Wasser, dem Himmel entströmt,
Regengufs, der Sohn des Gewölks;
Doch den Mann, den Sieg nach Arbeit krönte, verherrlicht des Liedes
Holder Laut, nachblühenden
Ruhms Beginn, ein treues Unterpfand dem erhab'nen Verdienst.

Solcher Kranz welkt nie dem Olympiasieger,
Keinem Neid erreichbar, und freudig verlangt
Unser Mund zu pflegen den Schmuck.
Blühen doch durch Gottes Huld stets weise Gedanken im Herzen.

Werde zum goldenen Ölzweige süfsen Liedes
Zierde gefügt, im Gesange
Hoch zn verherrlichen deiner westlichen Lokrer Geschlecht!
Dort, o Musen, führet mit die Reigen an,
Und ich will's verbürgen, kein ungastlich Volk,
Kein dem Schönen fremdes, nein,
Tapfere Männer und einsichtreiche sollt ihr finden; denn
Weder mag der Fuchs im roten
Pelze noch der brüllende
Leu der Urart Weise wandeln.

E. Curtius sagt in seiner Göttinger Festrede vom Jahre 1856: „Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des hellenischen Lebens angeben, durch das es sich von dem anderer Völker unterscheidet — ich würde sagen es ist der Kranz. Ja der Kranz ist das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigentümlichen Macht und Gröfse.“ ... „Die Spiele waren eine ernsthafte Angelegenheit für alle Hellenen, nicht eine Sache modischen Wechsels oder tändelnder Laune und flüchtigen Zeitvertreibs. Sie waren ein Hebel der Kultur auf lange Zeiten hinaus, nachdem sie unter anderem zum Ausgangspunkt für die Zeitrechnung überhaupt geworden war, bis zur Epoche des Verfalls und des allgemeinen Haschens nach vermeintlich reellerem Gewinn, der höchste Preis und die schönste Belohnung im Sinne der ganzen Nation.“

Ein Ölkranz war der Preis auch bei den Panathenäen in Attika, ein Lorbeerkranz bei den pythischen, die Eppichranke bei den nemeischen, ein Fichtenreis bei den isthmischen Spielen. Es giebt keine Griechen ohne Wettkämpfe. Alle Stämme der griechischen Nation beherrscht der gleiche Trieb, durch den Reiz des Wetteifers die angeborenen Kräfte zu entfalten. Homer schildert uns das Volksleben der Phäaken, der Bewohner der Insel Scheria, des heutigen Korfu; es ist ein harmloses Völkchen, welches heiterem Lebensgenufs mit Gesang, Spiel und Tanz ergeben war. Und Jahrhunderte später erzählt Xenophon in seiner Anabasis, das erste, was jene zehntausend Krieger vorgenommen hätten, nachdem sie sich unter unsäglichen Mühen und Strapazen aus dem Innern Asiens nach Trapezunt ans Meer gerettet hätten, wären Kampfspiele gewesen, angestellt zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer Seele. Er fügt hinzu, dafs die Griechen, da es an freien helle-

nischen Knaben für den Lauf im Stadion gefehlt hätte, unbefangen genug gewesen wären, die Söhne gefangener Barbaren und Sklaven zum Wettlauf zuzulassen, um nur dem Feste keinen Abbruch zu thun.

Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch einige Worte Platz finden über die drei anderen Nationalspiele der Griechen.

Die pythischen Spiele wurden auf der kahlen krissäischen Ebene bei Delphi zu Ehren des pythischen Apollo gefeiert. Der Gott selbst soll sie nach der Erlegung des Drachen eingerichtet haben. Es war vor allem ein musischer Agon, der älteste und bedeutendste in ganz Griechenland, in welchem die ausgezeichnetsten Künstler auftraten. Dazu kamen nach dem Muster der olympischen die gymnischen und ritterlichen Kämpfe im Hippodrom und dem 1000 Fufs langen Stadion. Seit dem Jahre 586 nahmen sich die Amphiktyonen der Spiele an, und die offiziellen Gesandtschaften des Bundes begaben sich bereits in dem Monat nach Delphi, der dem Festmonat, dem attischen Metageitnion (Mitte August) vorausging. Die Dauer des Festes ist unbekannt. Auch hier war die Zahl der Zuschauer sehr grofs; Kampfrichter waren anfänglich die Bewohner von Delphi, dann die Amphiktyonen, und im Jahre 338 ging das Präsidium an Philipp von Macedonien über. Die Pythien fielen jedesmal in das dritte Jahr der Olympiaden. Etwa um dieselbe Zeit, wo die olympischen Spiele aufhörten, hatten auch sie ihr Ende.

Die Sage berichtet, dafs die nemeischen Spiele von den Sieben auf ihrem Zuge gegen Theben zu Ehren des Zeus eingesetzt seien. Ihre Bedeutung haben sie verhältnismäfsig spät erlangt. Sie umfafsten musikalische, gymnische und ritterliche Wettkämpfe und wurden in jedem dritten Jahre, im zweiten und vierten Olympiadenjahre

gefeiert, einmal im Herbst, dann im Frühling und zwar in einem dem Zeus geheiligten Haine des Thales Nemea im Gebiete von Kleonai in Argolis, wo Argos die Jo bewacht, Herakles den Löwen erlegt haben sollte.

Die isthmischen Spiele, nächst den olympischen wohl die bedeutendsten, wurden auf der Landenge von Korinth in einem dem Poseidon geweihten Fichtenhain im ersten und dritten Jahre jeder Olympiade gefeiert. Ihre Entstehung wird entweder auf Melikertes, einen Sohn der Ino, oder auf Theseus zurückgeführt. Es konnte nicht fehlen, dafs die Lage und der Reichtum Korinths den Spielen einen Glanz verlieh, welcher besonders nach der Besiegung des Feindes sich erhöhte. Nicht weniger mochten freilich auch die sinnlichen Genüsse, welche die Handelsstadt bot, dazu beitragen, eine grofse Anzahl Gäste anzulocken. Im Jahre 196 erklärte der römische Feldherr Flamininus auf den Isthmien zum unermefslichen Jubel aller Griechen die griechischen Städte für frei. Livius sagt dazu: „Es waren die isthmischen Spiele herangekommen, die auch sonst immer zahlreich besucht wurden, nicht nur wegen der jenem Volke angeborenen Schaulust, sondern auch weil wegen der günstigen Lage des Ortes hier ein Sammelplatz für die ganze Welt, eine Messe für Griechenland und Asien stattfindet.“ Die einzelnen Agone waren in ähnlicher Weise wie bei den übrigen ausgebildet. Der musische Agon*) scheint erst in der späteren Zeit hinzugekommen zu sein.

Waren diese genannten Spiele auch die wichtigsten, so doch nicht die einzigen der Art. Fast keine Stadt von einiger Bedeutung, wo jenes glückliche Volk der

---

*) Der aus Schillers Romanze bekannte lyrische Sänger Jbykos lebte um 530 v. Chr. Von seinen Gedichten sind nur Bruchstücke auf uns gekommen.

Griechen wohnte, ermangelte solcher Festspiele, wie viele Stellen alter Schriftsteller nicht weniger als eine grofse Anzahl noch vorhandener Denkmäler beweisen. Es lernten sich die Griechen trotz aller partikularistischen Bestrebungen der einzelnen Staaten als ein Volk, als Söhne eines Vaterlandes kennen. Auch ein wohlthätiger Einflufs auf die sittliche Veredelung des griechischen Volkes ist den Festspielen nicht abzusprechen. —



VIII.

Die circensischen Spiele der Römer.

Wie die olympischen Festspiele der Griechen in den Mythen zurückreichen in die idyllische Zeit des goldenen Kronosregiments, so führt auch die Überlieferung den Anfang der römischen öffentlichen Spiele zurück auf die sagenreiche Gründung Roms. Dort wie hier machten die Spiele einen Teil des Gottesdienstes aus. Seit den Tagen des Romulus wurden in Rom alljährlich am 21. August zu Ehren des Consus, des Gottes verborgener Ratschlüsse, Schlachtopfer und Brandopfer der Erstlinge dargebracht und Wettrennen von Pferden und Maultieren abgehalten. Mit weit gröfserer Pracht und Festlichkeit feierte aber schon Tarquinius Priscus nach einem glücklichen Siege über die Latiner diese Spiele und wies ihnen als Platz den Cirkus an, welcher nachher Maximus genannt wurde, aber auch bei den Autoren kurzweg der Cirkus heifst. Es war derselbe Platz, wohin die Sage jenes bekannte Schauspiel verlegt, bei welchem die ersten Römer sich ihre Frauen raubten.

Die römischen Spiele haben aber früh die religiöse Bedeutung so gut wie ganz verloren und den Charakter weltlicher Lustbarkeit angenommen. So einfach die ersten Spiele waren, die im ganzen kaum eine Stunde beanspruchten, weil nur ein Rennen mit Viergespannen und ein Desultorenrennen stattfand, so luxuriös und mannigfach, ja notwendig wurden sie im kaiserlichen Rom. Sie haben geradezu eine eigene Geschichte, während die hellenischen Nationalspiele sich wesentlich gleichgeblieben sind. In der Sucht nach diesen Spielen, bei denen das römische Volk ausharrte vom frühen Morgen bis zum Abend trotz Sonnenglut und Regenschauer, erkennen wir eine spezifisch römische Eigenschaft. Nirgends weiter läfst sich bei benachbarten und stammverwandten Völkern eine ähnliche Entwickelung der öffentlichen Spiele verfolgen als eben in Rom: hier waren sie ein wichtiger Faktor im Staats- und Volksleben. Selbst der Einflufs des Christentums vermochte die in den römischen Anschauungen und Sitten festgewurzelten Spiele im Cirkus und Amphitheater nicht zu brechen.

Wir betrachten zunächst die vornehmsten von allen römischen Spielen, die circensischen.

Der Cirkus Maximus — Cirkus bedeutet ursprünglich einen flachen offenen Raum, um welchen ein Gerüst für die Zuschauer errichtet ist — war aus Holz gebaut und lag in der Thalsenkung zwischen den fast parallel streichenden Abhängen des Aventin und Palatin, welche den Namen Murcia trug. Er war nach dem Muster des griechischen Hippodromos eingerichtet. Nachdem er ein Raub der Flammen geworden war, wurde er in Stein aufgebaut. Julius Cäsar hat ihn später erweitert, so dafs er 150 000 Zuschauer fafste; seit den Bauten des Nero zählte er 250 000 Sitze, denen Trajan noch 5000 hinzu-

fügte, und nach einer Nachricht aus dem vierten Jahrhundert soll er die unglaubliche Zahl von 385 000 Plätzen aufgewiesen haben.

Welchen überwältigenden Eindruck wird nicht dieses mit Menschen vollgestopfte Gebäude gemacht haben, in welchem die mannigfaltigsten Trachten von fast allen Völkern der Erde vertreten waren!

Dieser Cirkus soll nach Dionysios aus Halikarnaſs, der seit der Begründung des Kaiserreichs 22 Jahre in Rom gelebt hat, 3 1/2 Stadien (2000 Fuſs) lang und 4 Plethren (400 Fuſs) breit gewesen sein und bildete in

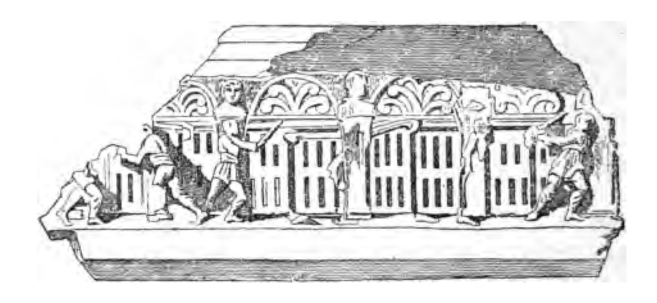


Fig. 58. Carceres eines Circus.

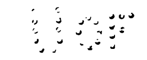
reicher architektonischer Verzierung drei Stockwerke, welche galerieartig übereinander liefen. Die Sitzreihen waren sehr breit, die unteren von Stein, die oberen von Holz und seit Cäsar durch einen zehn Fuſs breiten und ebenso tiefen, später wieder zugeschütteten Graben von der Rennbahn getrennt, deren eines Ende von Gebäuden eingeschlossen war, unter denen auch die Carceres, die Ställe für Pferde sich befanden. Die Überlieferung läſst die zwölf zweiflügeligen Thüren derselben durch einen Mechanismus mit einem Schlage öffnen; auf unserer Abbildung erkennen wir Menschen, die damit beschäftigt sind, sie zu schlieſsen. Sie existierten seit dem Jahre

329 v. Chr. und waren in Stein seit 176 v. Chr. erbaut; der Kaiser Claudius liefs sie mit Marmor bekleiden. Über ihnen waren die Sitzplätze für die Consuln, den bei den Spielen den Vorsitz führenden Beamten, den für Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe verantwortlichen Stadtpräfekten und für die Kampfrichter. Mitten in der Bahn lief der Längenseite nach ein sechs Fufs hoher und



Fig. 59. Tribüne des Vorsitzenden.

zwanzig Fufs breiter niedriger Mauerbau, die Spina genannt, an deren Endpunkten und noch in einem zwölf Fufs betragenden Abstande vergoldete kegelförmige Säulen standen, welche Anfangs- und Zielpunkt des Rennens bezeichneten. Diese Spina mufste gewöhnlich siebenmal umkreist werden. Auf der Spina sehen wir als Hauptzierde den von Augustus aufgestellten 87 Fufs hohen Obelisken, dem Konstantin noch einen zweiten von 122



Fufs Höhe hinzugefügt hat — der erstere steht jetzt auf Piazza del Populo, der andere ziert den Platz des Laterans — und zu beiden Seiten die Bildsäulen der Victoria, der auf einem Löwen reitenden Cybele, sowie Trophäen

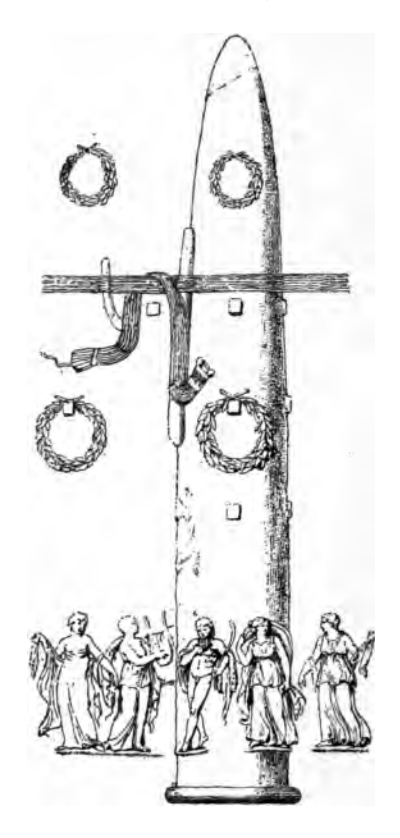
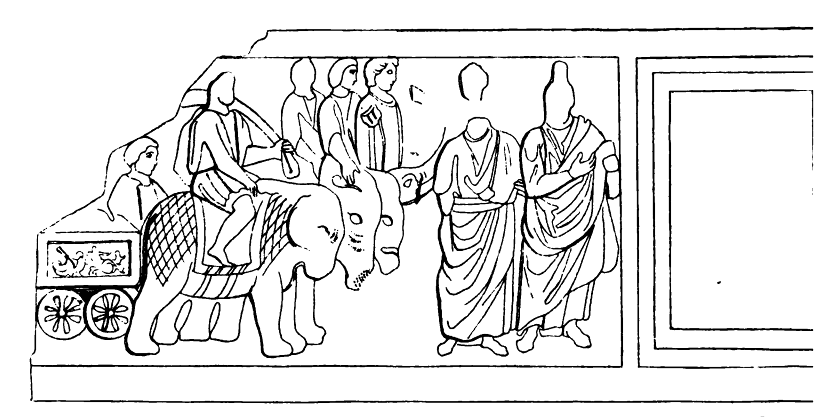


Fig. 60. Spitzsäule (meta).

und kleine Tempel zur Aufnahme von Götterbildern und zwei von Säulen getragene Steinplatten; auf der einen ruhen sieben silberne Delphine, auf der andern sieben marmorne konische Kugeln in der Form von Eiern, durch



Cirkus:

Circensisch



ıg.

Spiele.

Zu Richter, Spiele S. 157.



deren Herabnahme die Zahl der gemachten Umläufe angezeigt wurde. Unsere Abbildung wird eine genügende Vorstellung von der Einrichtung und dem Schmucke der Spina geben; zugleich können wir auf den Schenkeln der Pferde die Namen der Züchter oder Besitzer Concordius und Nicetus lesen. Oberhalb der Rennbahn waren die Sitzreihen für die höchsten Magistrate, die Pontifices, Vestalinnen und Senatoren; über diesen lagen die Bänke der Ritter. Auch eine kaiserliche Loge gab es in ziemlicher Höhe neben den Sitzen der Magistrate und Senatoren, sie wurde aber nicht von allen Kaisern benutzt. So viel über den römischen Cirkus Maximus,*) von dem der jüngere Plinius sagt: Es war ein Raum, würdig der völkerbesiegenden Nation und nicht weniger sehenswürdig als die Schauspiele, die man von dort sah. Einige solchen Kolossal-Bauwerken besondere Eigentümlichkeiten lernen wir noch beim Amphitheater kennen.

Die circensischen Spiele begannen in der Kaiserzeit, die wir hier vorzugsweise berücksichtigen, des Morgens. Schon vor Tagesanbruch belagerten grofse Menschenmassen den Cirkus, um bei seiner Öffnung durch die grofse Zahl der Eingänge und Treppen einen guten Platz zu erobern. Es wird erzählt, dafs der Kaiser Caligula, welcher einmal mitten in der Nacht von dem Lärm der zum Cirkus strömenden Menge gestört wurde, sie mit Stockhieben auseinander treiben liefs.

Die Pompa, eine Art Triumphzug, eröffnete die Festfeier. Sie nahm ihren Anfang vom Capitol aus, wo während der übrigen Zeit des Jahres die Wagen und

*) Aufser dem Cirkus Maximus gab es noch einen Cirkus Flaminius auf dem Marsfelde seit 220 v. Chr., den Cirkus Neronis am Vatikan, den Cirkus Hadriani und den des Caracalla. Erhalten ist eine einzige Spina, die des Cirkus des Maxentius an der Via Appia bei Rom.

Tragbahren der capitolinischen Gottheiten, des Jupiter der Juno und Minerva aufbewahrt wurden. Im langsamen, feierlichen Schritte bewegte sie sich herab über das festlich geschmückte Forum, das tuscische Viertel, das Velabrum und den Rindermarkt durch das mittlere Hauptthor des Cirkus Maximus die ganze Rennbahn entlang um die Metä, die Zielsäulen. Den Zug geleitete der höhere Beamte, welcher die Spiele gab, oder ein Stellvertreter, welcher in jenes Abwesenheit die höchste Würde im Staate bekleidete. Er trug die mit Palmzweigen besetzte Toga, einen elfenbeinernen Stab mit dem Adler des Jupiter, über seinem Haupte einen grofsen mit Edelsteinen verzierten goldenen Kranz. Er stand auf einem Triumphwagen und ihm folgte ein langer Zug von Klienten und Freunden. Der Kaiser Augustus liefs sich auch wohl in einer Sänfte vorantragen.

Nach der Beschreibung des Dionysios kamen zuerst die Jünglinge teils zu Pferde in Zügen und Rotten, teils zu Fufs in Klassen und Ordnungen abgeteilt. Ihnen folgten die Rosselenker mit den Viergespannen, Zweigespannen und Rennern, darauf die Kämpfer der leichten und schweren Wettkämpfe, die Athleten, blofs um die Lenden bekleidet. Nach diesen kamen in drei Abteilungen Tänzer, Männer, Jünglinge und Knaben, in Begleitung von Flötenbläsern und Zitherspielern. Die Tänzer trugen rote Tuniken, Gürtel um den Leib, Schwerter an der Seite und kurze Speere; die Männer trugen aufserdem noch Helme mit prangendem Federbusch. Jede Abteilung hatte einen Vortänzer. Hinter diesen Waffenträgern erschienen Chöre, von denen die einen, Silenen vorstellend, in zottigen Gewändern und ganz in Blumenkränze allerart eingehüllt waren, die anderen mit Bocksfellen und Schürzen und struppigen Haaren. Sie führten *Satyrtänze* auf und zogen durch Nachäffung die Tänze

derer, die ihnen voraufgegangen waren, ins lächerliche.

Nun folgten wieder Zitherspieler und Flötenbläser und darauf der Opferzug. Zuerst kamen Opferknaben mit den Rauchpfannen, aus welchen den ganzen Weg entlang mit Weihrauch und anderen wohlriechenden Kräutern geräuchert wurde, dann folgten die Träger der goldenen und silbernen Gefäfse, welche zum Dienste der Religion und des Staates geweiht waren; im Zuge selbst erschienen auch die mit reichgestickten Decken geschmückten Opfertiere; den Schlufs machten die Götterbilder in den ihnen zukommenden Anzügen mit ihren Emblemen und den Erfindungen, um derentwillen sie von den Menschen verehrt wurden. Weil nun aber die Spiele im Cirkus Maximus immer zu Ehren bestimmter Götter gegeben wurden, so diente das Herumtragen der übrigen Götterbilder einerseits zur Verherrlichung des Zuges, anderseits wollte man aber auch keine andere Gottheit durch Zurücksetzung beleidigen. Ein überaus langer Zug von Priestern in ihren weiten und faltenreichen, meist einfach weifsen oder mit Purpur verbrämten Gewändern hatte sich angeschlossen. Es fehlte unter ihnen auch nicht der Pontifex Maximus.

Besondere Tragbahren, welche von vier Trägern auf die Schultern genommen wurden, dienten für diese Götterbilder; aufserdem wurden noch kostbare von stattlichen Rossen oder Maultieren, ja sogar von Elephanten und gezähmten Löwen gezogene kostbare Wagen mit Silber verziert gebraucht, um darin die Götterbilder nach dem Cirkus zu fahren.*) Knaben, deren Eltern noch lebten, leiteten an langen Riemen die Wagenpferde. Seit Cäsar

*) Macrobius (Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) erwähnt, dafs, seitdem ein Knabe, welcher aus dem oberen Stockwerk

wurde auch häufig Mitgliedern aus der Herrscherfamilie die Ehre zu teil, dafs ihre Bildsäulen gleich denen der Götter an der Pompa teilnahmen. Mit der Prozession drängte sich eine grofse Menge von Zuschauern ein und suchte auf den obersten Sitzreihen noch Platz zu finden.

Das Publikum im Cirkus hörte das Nahen des Zuges oder wurde auch davon durch einen Beamten benachrichtigt, damit nicht etwa die Götter durch das Anhören von profanen Reden beleidigt würden. Mit Bezug hierauf sagt Ovid:

„Sehet, schon nahet der Zug, empfangt ihn mit schweigender Andacht,
Nun ist zu klatschen die Zeit, nah ist der goldene Zug.“

Sobald der Festzug nämlich in den Cirkus eintrat, wurden die Götter mit Beifallklatschen begrüfst: die Soldaten klatschten dem Mars, die Landleute der Ceres, Liebende der Venus zu und meinten, wie Ovid andeutet, wenn etwa ein Bild auf dem Wagen wackelte, es mit dem Kopfe nicken zu sehen. Hatte der Zug seinen Weg um die Metä vollendet, so wurden wahrscheinlich die Götterstatuen in ihrem Schmucke auf der Spina, wo sich die erwähnten Kapellen und Altäre befanden, auf Kissen gelegt. — Seit Constantin dem Grofsen soll diese Pompa ganz aufgehört haben.

Es gab noch besondere Beamte, denen die Pflicht oblag, darauf zu achten, dafs während des Götterzuges oder der Opfer oder der nun folgenden eigentlichen Spiele nichts Störendes oder der Götter Unwillen Erregendes vorfiel. In einem solchen Falle wurde die Aufführung der Spiele wiederholt. Plutarch sagt dazu in der Lebensbeschreibung des Coriolan: „Geringer Ur-

---

des Hauses angesehen und seinem Vater erzählt hatte, in welcher Ordnung die Heiligtümer in den Wagen aufgestellt gewesen wären, in allen Strafsen, durch welche der Zug ging, die oberen Teile der Häuser verhängt sein mufsten.

sache willen ist es bei den Römern Sitte, Opfer, Aufzüge und Festspiele zu wiederholen. Denn wenn nur ein Pferd vor dem Gespann am Götterwagen ermattet oder der Wagenlenker mit der linken Hand die Zügel fafst, beschlossen sie den Festzug nochmals vorzunehmen. In den späteren Zeiten begingen sie wohl dreifsigmal ein Opfer, so oft sie etwas zu vermissen oder eine Störung zu sehen glaubten. Eine solche Scheu haben die Römer vor dem Göttlichen." Erst der Kaiser Claudius setzte fest, dafs die circensischen Spiele in einem solchen Falle nur um einen Tag verlängert werden sollten.

War die Arena leer geworden, so konnten die eigentlichen Spiele mit Wettrennen von Pferden und Wagen beginnen. Natürlich wurden zu den Wettrennen eingeschulte, gute Pferde genommen. Man liebte Pferde mit kleinem Kopf, losem Fell, kurzen und gespitzten Ohren, grofsen Augen, weiten Nüstern, langem Schweif und langer Mähne, festem und rundem Huf. Dabei mufsten sie stark und kernig, ihre Gröfse der Stärke angemessen sein. Die einfarbigen Pferde waren die bevorzugtesten. Die Füllen wurden wahrscheinlich vor dem fünften Jahre weder zum Rennen noch zu anderen Zwecken gebraucht. Die besten Rennpferde, deren Stammbaum nachgewiesen werden konnte, waren sehr teuer; man bezog sie besonders aus dem Sabinerlande, den weiten Triften Apuliens und Calabriens, dann namentlich aus Cappadocien, Spanien und Sicilien, wo allmählich aus den reichen Kornfeldern Viehweiden geworden waren. Es waren auch die in Afrika aus spanischem Blut gezüchteten wegen ihrer Schnelligkeit berühmt. Für edle Rennpferde suchte man auch siegreiche Jockeys zu gewinnen, und eine nicht geringe Aufregung ergriff die Römer, wenn sie von der Ankunft bekannter Wettfahrer

zum bevorstehenden Feste hörten. Eine ganze Reihe von Kaisern war dem Publikum in wahnsinniger Liebe für die Rennpferde vorangegangen: wollte doch Caligula sein Rofs Incitatus, dessen Wohnung auf das herrlichste ausgeschmückt war, zum Consul erheben!

Die leicht gebauten Wagen, deren Form aus zahlreichen antiken Darstellungen ersichtlich ist, ruhten auf einer verhältnismäfsig langen Achse mit zwei niedrigen Rädern. Der Boden des Gestells, der fast im Gleichgewicht auf der Achse ruhte, hatte eine länglich halbmondförmige Gestalt. Eine Brustlehne, vorn nur etwas höher als die Wade des Fahrenden, umschlofs den Rand. Von hinten konnte der Lenker leicht auf den Wagen springen, in dem er dann eine vorgebeugte Stellung einnahm. Mit dem einen Knie stemmte er sich gegen die vordere Lehne, mit der Fufsspitze des anderen gebeugten Beines gegen den etwas hervortretenden hinteren Rand, um einen festen Halt gegen das Aufspringen des Wagens zu bekommen. Die Wagen waren meist mit vier oder zwei Pferden bespannt. Die Anfänger versuchten sich mit einem Zweigespann, wie aus der Grabschrift des Wagenlenkers Eutyches in Tarraco hervorgeht. Sie lautet: „In diesem Grabe ruhen die Gebeine eines Anfängers in der Rennbahn, der jedoch der Lenkung der Zügel nicht unkundig war. Schon wagte ich Viergespanne zu besteigen, doch blieb ich noch bei den Zweigespannen.“ Es werden aber auch Dreigespanne erwähnt, selbst Sechs- und Siebengespanne bei aufserordentlichen Wettfahrten. Zwei Pferde waren jedesmal Joch- oder Deichselpferde; auch bei gröfserer Zahl wurden alle Pferde nebeneinander gespannt. Das beste unter den Rennpferden wurde zum linken Aufsenpferde gemacht, da es auf dessen Schnelligkeit und sicheren Gang bei der Wendung um die Zielsäule hauptsächlich ankam.

Nero und Heliogabalus liefsen auch Viergespanne von Kamelen auftreten, Heliogabalus einmal vier Viergespanne von Elephanten.



Fig. 61. Römischer Jockey.

Es bleibt zu bedauern, dafs wir über die Reiter in den circensischen Spielen ebensowenig unterrichtet sind wie über die in den olympischen Spielen. Bedienten sich die Reiter eines Pferdes, so scheinen sie entweder wie bei unseren heutigen Wettrennen einfach um die Wette nach dem Ziele gerannt zu sein oder auch Reiter-

gefechte ausgeführt zu haben; führten sie mehrere Pferde zugleich, so sind sie am besten mit unseren Kunstreitern zu vergleichen, indem sie, um ihre Kunstfertigkeit zu zeigen, bald auf das eine, bald auf das andere der nebeneinander laufenden Pferde sprangen. Sie lagen auch auf rennenden Pferden.

Die Wettfahrenden trugen eine bis auf das Knie reichende ärmellose Tunica und auf dem Kopfe einen runden Helm von derselben Farbe wie das Gewand; er umschlofs eng den Kopf und hatte ein Sturmband, damit er nicht herabfallen konnte. Um Brust und Leib hatten sie breite Binden, fest zusammengeknotet. In diesen Binden steckte ein sichelförmiges Messer, mittels dessen sie im Falle eines Sturzes vom Wagen die Zügel der Pferde losschneiden konnten. Denn diese hatte der Fahrende nicht in der Hand, sondern um den Leib herumgewickelt, so dafs er mit der linken nur die Rosse lenkte; in der rechten trug er die Peitsche.

Die Wettfahrer waren in mehrere Abteilungen geteilt, welche von der Farbe ihrer eigenen Kleidung und der der Diener sowie des Schmuckes der Pferde den Namen hatten. Anfangs waren nur zwei, die weifse und die rote, dazu kamen im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit die blaue und die grüne Abteilung, welche die beiden älteren bald in den Hintergrund gedrängt haben, der Kaiser Domitian fügte noch die goldene und purpurne hinzu; die letztere ging später wieder ganz ein.

Diese Cirkuskutscher, freilich von allen Ämtern und Ehren ausgeschlossen, übten sich schon früh, ehe sie im grofsen Cirkus auftreten konnten. Bei der Gefährlichkeit ihres Gewerbes bedienten sie sich auch gewisser Zaubermittel, Amulette, zu denen die im vierten und fünften Jahrhundert gearbeiteten Schaumünzen mit hohem Rande (Contorniaten) Fig. 62 teilweise gehört haben mögen. Zur

Zeit der Republik waren diese Jockeys wohl immer Sklaven und standen im Dienste derer, welche die zu den Spielen nötigen Wagen, Pferde und Mannschaften bereit hielten und vermieteten. Die Censoren waren es, die in jener Zeit das Mieten derselben für die auf öffentliche Kosten von den Magistraten zu gebenden Spiele besorgten.



Fig. 62. Kugelsignal. (Contorniat.)

Es waren Gesellschaften von Kapitalisten und Besitzer grofser Sklavenfamilien und Gestüten, vermögende Ritter, oft aus freigelassenem Stande emporgekommene Fuhrleute, die als Sklaven einst selber die Wagen im Cirkus gelenkt hatten und nun die Lieferung und Ausrüstung übernahmen. Ihrer waren vier Gesellschaften, die zu jedem Rennen je einen Wagen stellten. Seitdem nun Wagen und Jockey besondere Farben anlegten, machten auch sie eine der Farben zu der ihrigen und wurden daher Faktionen oder Parteien genannt. Jede Faktion hatte ihr eigenes Gebäude, in dem Pferde, Wagen und sonstige Gerätschaften, wie auch die Wohnungen der Beamten und Diener waren, und worin Wagenlenker und Pferde sorgfältig eingeübt wurden. Aber schon im letzten Jahrhunderte der Republik und besonders seit der Kaiserherrschaft nahmen auch Ritter

und Senatoren entweder freiwillig teil, oder sie wurden von den Kaisern gezwungen, an den Wettfahrten thätigen Anteil zu nehmen, zumal von solchen Herrschern, welche es selbst nicht unter ihrer Würde hielten, sich in diesen Künsten vor dem Volke zu zeigen. Zu ihnen gehörte Caligula, Nero, der in der Farbe der Grünen im Cirkus, welcher statt mit Sand mit Kupfergrün bestreut war, auftrat, ferner Vitellius, Commodus, Caracella und Heliogabalus. Diese persönliche Beteiligung der Kaiser an den Spielen beweist uns, dafs selbst in den höchsten Sphären der Gesellschaft eine bis zur Manie ausgeartete Leidenschaft für die circensischen Spiele festgewurzelt war. Neros Vater, Domitius Ahenorbarbus, war nach Sueton in der Kunst des Wagenlenkers berühmt gewesen.

Das Interesse des römischen Volkes für das Schauspiel im Cirkus beruhte ganz vorzugsweise auf der Parteinahme für diese Faktionen, welchen Pferde und Lenker angehörten. Jede derselben hatte wieder ihre Partei im Volke, die sich gegenseitig oft mit gröfster Feindseligkeit behandelten, sodafs daraus sogar politische Parteiungen entstanden. Nirgends wird das wohl deutlicher ausgedrückt als bei Juvenal, der da sagt: „Wenn heute die Grünen nicht siegen, so ist die Stadt so traurig und niedergeschlagen wie damals, als die Consuln die Niederlage bei Cannä erlitten.“ Dies Parteiwesen bildete sich aus seit dem ersten Jahrhundert, zum grofsen Teil infolge der leidenschaftlichen Beteiligung der Kaiser am Wettrennen, von denen einige offen Partei nahmen, und so hat sich Jahrhunderte lang das Feldgeschrei der Farben von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt.

In ihren Logen safsen die Personen der höheren Stände in ihrer Standeskeidung, die Beamten in ihrer Amtstracht, die Bürger in der Toga, dem Festkleide,

über welches sie bei schlechtem Wetter einen Mantel trugen, den sie aber beim Erscheinen hoher Personen ablegen mufsten; die Frauen, deren Sitze von denen der Männer nicht geschieden waren, safsen im besten Putz oft gleich den Männern auf mitgebrachten oder am Eingang gekauften Kissen: sie alle richteten ungeduldig die Blicke auf die gewölbten, durch ein Seil gesperrten Thore auf der Eingangsseite, in denen stampfend die zum Rennen bestimmten Rosse standen. Da fliegt aus der Hand des vorsitzenden Prätors das weifse Tuch — mappa — auf die mit rotem Sand bestreute Arena hinab, die Trompete schmettert und das Rennen beginnt. Zurufe und Siegeswünsche begleiten die Renner in der Bahn. Eine dichte Staubwolke hüllt bald die rennenden Wagen ein. Heftig streitende Wetten werden angestellt, welche Partei siegen werde.

Die Wagen liefen von den Schranken an der rechten Seite der Spina aus und durchmafsen die Bahn wie erwähnt siebenmal. Solcher Umfahrten, missus genannt, fanden in der früheren Zeit zehn bis zwölf, später gewöhnlich vier und zwanzig statt. Mehr gab es nur bei aufserordentlichen Schauspielen oder wenn zwei Feste auf einen Tagen fielen.

Begreiflicherweise machte auch in der römischen Rennbahn das Herumlenken um die Zielsäule die gröfste Schwierigkeit. Wie oft mochten hier die Wagen aneinander rennen oder an das Ziel geschleudert werden und Menschen, Tiere und Wagentrümmer im blutigen Knäuel geballt übereinander liegen! Wie grofs war aber der Jubel der einen Partei und das Fluchen der anderen, wenn der erste mit seinen dampfenden und keuchenden Rossen als Sieger an der Meta anlangte! Sieger war der, welcher nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde zuerst über die nahe am Eingange auf dem

Boden mit Kreide gezogene Linie fuhr. Unter Trompetengeschmetter wird ihm von den Kampfrichtern die Siegespalme eingehändigt; dann verläfst er durch die Porta triumphalis den Cirkus.

Die siegreichen römischen Jockeys wurden reichlich belohnt. So trug der im jugendlichen Alter von 27 Jahren verstorbene Wagenlenker Skorpus unter der Regierung des Domitian, „der Ruhm des lärmenden Cirkus, die Wonne Roms und der Gegenstand seines Beifalls“, in einer Stunde fünfzehn Beutel Gold davon. Skirtus hatte in den Jahren 13—25 n. Chr. mit dem Viergespann 7 mal gesiegt, 29 mal den zweiten, 60 mal den dritten Preis davongetragen. Diocles unter Antoninus Pius, der sich an 5251 Rennen beteiligt hatte, hatte u. a. in einem Tage mit einem Sechsgespann um den Preis von 40 000 Sesterzen (1 Sest. = 20 Pfennige) zweimal gerannt und ihn beide Male gewonnen. Solche bewunderte Wagenlenker wurden mit Reichtümern geradezu überschüttet. Caligula schickte seinem Günstling Eutyches ein Geschenk von zwei Millionen Sesterzen. Man hielt ihre Verdienste auch für würdig, sie in dem öffentlichen Tagesanzeiger der Stadt Rom zu erwähnen oder gar in ausführlichen Urkunden auf Stein, von denen sich einige erhalten haben, aufzunehmen.

Zuweilen folgten diesem Hauptteil der Spiele noch gymnische Kämpfe, vor deren Beginn aber die anwesenden Frauen und Mädchen der besseren Stände sowie die Vestalinnen den Cirkus verliefsen. Plinius berichtet von Dauerläufen, die zu seiner Zeit dort aufgeführt wurden; im ganzen sind wir jedoch über dieselben nur wenig unterrichtet. Die in Griechenland gewöhnlichen gymnastischen Kämpfe der Athleten kamen um das Jahr 186 v. Chr. nach Rom, bürgerten sich aber nur langsam ein; vielleicht der Nacktheit der Kämpfenden wegen mag man

anfangs ungünstig über sie geurteilt haben. Da die auftretenden Athleten meist griechischer Herkunft und in griechischen Ringplätzen geübt waren, so würde es überflüfsig erscheinen, wollte ich auf ihre Vorstellung hier weiter eingehen. Wohl aber begegnen wir während der Zeiten der Republik im Cirkus Scheingefechten und anderem militärischen Schauspiel, veranstaltet von jungen Bürgern und Rittern. Ebenfalls erwähnenswert ist das Trojaspiel, bei dem Knaben aus senatorischen Familien in verschiedenen Abteilungen und in glänzendem Waffenschmuck Reiterübungen ausführten. Seit Augustus wurden sie von den Kaisern öfter angestellt, und auch die kaiserlichen Prinzen scheinen thätigen Anteil genommen zu haben.

Die jährlich an bestimmten Tagen wiederkehrenden circensischen Spiele wurden in den Zeiten der Republik meistens von den obersten Beamten, den Diktatoren oder Consuln gehalten. Waren sie selbst nicht gegenwärtig, dann übernahmen Stellvertreter, Magistrate oder Priester die Leitung derselben. Seit dem Jahre 388 v. Chr., wo die ersten kurulischen Ädilen gewählt wurden, übernahmen diese auch die Spiele an gewissen Festen.

Eine bestimmte Summe wurde anfänglich vom Staate für diese circensischen Spiele ausgesetzt. So lange das Volk wenig Ansprüche machte, mochte ein Beitrag von fünfhundert Minen, welche der Senat im Jahre 490 für sie bestimmt hatte, ausreichen. Wohl aber stand es den Ädilen frei, aus eigenen Mitteln die Spiele prächtiger zu feiern und sich dadurch die Gunst des Volkes im voraus für ihre künftigen Bewerbungen um höhere Stellen im Staate zu gewinnen und zu sichern. Als aber nach den glücklichen Kriegen mit der beginnenden Weltherrschaft ungeheure Schätze aus Asien, Afrika, Griechenland und Spanien nach Rom flossen und der römische Staats-

schatz über gröfsere Reichtümer verfügte, als auch das Volk zu entarten anfing, da waren es diese Beamten, welche sich auch im Luxus der Spiele zu überbieten suchten und oft zu diesem Zwecke Ausgaben bis zur gänzlichen Erschöpfung ihres Vermögens machten. Aber auch bis in die spätere Zeit der Republik leistete der Staat seinen versprochenen Zuschufs, denn Dio Cassius berichtet, dafs im Jahre 43 v. Chr. der öffentliche Schatz so erschöpft gewesen sei, dafs man nicht einmal die Spiele, die um jene Zeit gehalten werden sollten, bestreiten konnte und sich mit wenigem, um nur der Pflicht nachzukommen, begnügen mufste. Überhaupt hören wir mit dem Ende der Republik und noch mehr am Anfange der Kaiserzeit von mehreren Änderungen in der obersten Leitung der Spiele. So rissen einmal die Volkstribunen die Festspiele an sich. Auf Kosten des Diktators Cäsar gaben bei der Nachricht von dessen glänzend errungenen Siegen verschiedene höhere Beamte Spiele. Im Jahre 22 v. Chr. übertrug endlich Augustus die Abhaltung aller Spiele an den stehenden Festen den Prätoren, wies ihnen aber einen Zuschufs aus der Staatskasse an. Keiner derselben sollte mehr als sein Vorgänger aus eigenem Vermögen hinzuthun. Später jedoch gestattete ihnen derselbe Kaiser, dreimal so viel als sie gewöhnlich aus der Schatzkammer für die Spiele bekamen, aufzuwenden. Wir werden noch an einer späteren Stelle die ungeheuern auf die Spiele verwendeten Summen kennen lernen.

Von den Kaisern haben es die meisten, um im eigenen Interesse die Schaulust des römischen Volkes zu befriedigen, an glänzenden Spielen nicht fehlen lassen. Augustus gab sie nicht nur im eigenen Namen, sondern auch öfter für andere Magistrate. Er fehlte nie im Cirkus, ohne sich entschuldigen zu lassen. Ebenso gab Caligula

mit ungeheuerm Aufwande die prächtigsten und mannigfachsten Spiele. Ihn übertraf noch Nero. Von Vespasian wird lobend hervorgehoben, dafs, während er für das allgemeine Beste die grofsartigsten Ausgaben machte und die circensischen Spiele aufs prachtvollste beging, er für seine eigene Person äufserst eingezogen lebte und sich auf die nötigsten Bedürfnisse beschränkte. Und mancher andere Kaiser aus der späteren Zeit war nicht weniger freigebig in diesem vornehmsten aller Spiele sowohl in Rom als auch in anderen Städten.

Die Rennen der römischen Kaiserzeit galten der Befriedigung einer mafslosen Parteileidenschaft, dem Kampf zwischen den Grünen und Blauen, der nicht nur auf der Rennbahn ausgefochten wurde, sondern oft blutige Nachspiele, Strafsenkampf, Aufruhr und mit massenhaften Menschenopfern niedergehaltene Empörung zur Folge hatte. Man kann sich die Kaiserstadt Rom nicht ohne Cirkusspiele denken. Ging doch ein übertriebener Eifer so weit, dafs ein Prätor im Jahre 54 n. Chr., als man mit den Leitern der Parteien um den Preis nicht einig werden konnte, Wagen mit abgerichteten Hunden in der Bahn auftreten liefs. Nur wenige Stimmen haben sich gegen diese Leidenschaft der Römer ausgesprochen. Selbstzufrieden sagt der ernste Plinius: „Wenn ich diese Menge bei einem so eiteln, geistlosen, kein Ende nehmenden Spiele so unersättlich und müfsig sitzen sehe, so empfinde ich ein gewisses Vergnügen, dafs mir dieses Vergnügen keinen Genufs gewährt.“ Auch die christlichen Prediger vermochten nicht die Besucher vom Cirkus fernzuhalten: diese beriefen sich auf die heilige Schrift, wonach Elias auf einem Wagen gen Himmel gefahren sei.

Der Gotenkönig Totila veranstaltete im Jahre 549 die letzten Wagenrennen. Heute ist aus der Stätte, wo

einst Hunderttausende in hoch übereinander aufsteigenden Sitzreihen mit Spannung, Angst, Wut und Jubel die rennenden Wagen der Grünen und Blauen verfolgten, eine der wüstesten und einsamsten Gegenden Roms geworden. —



IX.

Fechterspiele und Tierhetzen im Amphitheater. Das Seekampfschauspiel.

Die Fechterspiele, mit denen uns die Schriftsteller nicht weniger als die bildlichen Darstellungen bekannt gemacht haben, waren ursprünglich Privatsache und dienten als Leichenspiele zur Sühne und Ehre Verstorbener. In Campanien und Etrurien heimisch, waren sie in Rom ohne Zweifel eine Nachahmung fremder Sitte, ein Nachklang an die den unterirdischen Göttern und Manen geweihten Menschenopfer. Zum ersten Male hatten im Jahre 264 v. Chr. die Söhne des Dec. Jun. Brutus ihrem verstorbenen Vater auf dem Rindermarkt einen solchen Kampf, bei welchem drei Paare stritten, veranstaltet. Anfangs auf dem Forum und anderen Plätzen oder im Cirkus gegeben, erhielten sie erst später einen offiziellen Charakter und seit dem Ende der Republik statt der in Eile aufgeschlagenen hölzernen Gerüste als Schauplatz das Amphitheater. Auch diese Spiele bezweckten schliefslich nichts weiter als die Unterhaltung

und das Vergnügen des verwöhnten und übermütigen Volkes in grofsen, mit wahrer Feeenpracht ausgestatteten Gebäuden. Sie wurden ein Mittel, durch das man um die Gunst des Pöbels buhlte.

Im Jahre 53 v. Chr. erbaute der Volkstribun C. Scribonius Curio nach dem Berichte des älteren Plinius zwei bewegliche hölzerne Theater, deren Rundseiten zusammenstiefsen, während die Bühnen nach aufsen gerichtet waren. Nach den dramatischen Vorstellungen am Morgen liefs er nachmittags die in Zapfen ruhenden Theater so durch einen Mechanismus drehen, dafs sie ein einziges Rundtheater vorstellten, welches 100 000 Zuschauer fafste. Cäsar, der eine solche Arena (d. i. Spielplatz) auch für die Tierhetzen besser geeignet fand, liefs im Jahre 46 ein ähnliches doppeltes hölzernes Theater, hinfort Amphitheater genannt, aufführen. C. Statilius Taurus erbaute auf dem Campus Martius im Jahre 29 das erste zum Teil steinerne Theater, welches im neronischen Brande unterging, wenigstens geschieht seit jener Zeit desselben keiner Erwähnung. Augustus liefs wahrscheinlich ihrer mehrere erbauen.

Dem Beispiele Roms folgend baute man im ganzen römischen Reich Amphitheater, deren Ruinen noch die einstige Gröfse bezeugen. Es gab kaum eine etwas wichtigere Stadt in Italien, in deren Amphitheater nicht von Zeit zu Zeit Gladiatoren gekämpft hätten oder wilde Tiere gehetzt wären. Nur in Griechenland findet man wenig sichere Spuren von Amphitheatern. Die übrigens heute bekanntesten sind die von Rom, Verona, Pola, Capua, Syrakus, Nimes und Pompeji; die Ruinenstätte des letzteren zeigt unser Bild. Es bot einst Raum für etwa 5000 Zuschauer, und am 24. Aug. 79 n. Chr. erblickte das dort versammelte Volk jene ungeheure aus dem Vesuv emporsteigende Wolke, die so verderben-

bringend werden sollte. Die Form aller Amphitheater ist mit wenigen Ausnahmen elliptisch.

Caligula und Nero erbauten Amphitheater; derselben Zeit gehört die unter dem Namen Amphitheatrum castrense in Rom (hinter dem Kloster S. Croce) bekannte Ruine an, ein Name, welcher andeutet, dafs statt der eigentlichen Gladiatoren dort Legionssoldaten aufgetreten sind. Das grofsartigste aber, welches Martial mit den gröfsten Wunderbauten zusammenstellt, errichtete nach dem jüdischen Kriege Vespasian: es war das Amphitheatrum Flavianum. Die ungeheure Ausdehnung gestattete ihm aber die Vollendung nicht, erst sein Sohn



Fig. 63. Collosseum.

Titus konnte es einweihen. Später wurde es unter der Regierung des Macrinus am Tage der Volcanalien, 23. August 217, vom Blitz getroffen und sein oberer Teil vom Feuer verzehrt; ein Unglück, das, wie Dio sagt, nicht nur Rom, sondern die ganze Welt, deren Bewohner es stets anfüllten, betroffen habe. Alexander Severus erneuerte den Bau, fertig wurde er im Jahre 357. Beda, ein Schriftsteller, welcher 735 gestorben ist, sagt, dafs zu seiner Zeit das Bauwerk noch unversehrt gewesen sei. „So lange es stehen wird," fügt er hinzu, „wird Rom stehen; wenn es fallen wird, wird Rom fallen; wenn Rom fallen wird, wird die Welt fallen."

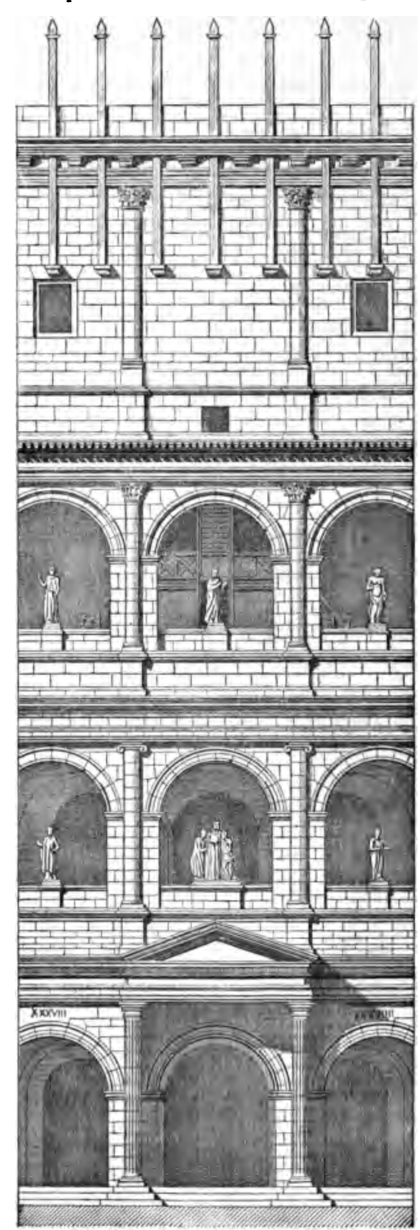


Fig. 64. Teil der restaurierten Fassade des Colosseums

Nach mancherlei Zerstörungen, die in den nächsten Jahrhunderten den Riesenbau getroffen haben, ist bis heute die eine Hälfte des äufseren Baues erhalten.

Das Amphitheater, auch Colosseum genannt, erhob sich in der Mitte der Stadt auf ebenem Gebiete zwischen dem Cälius und Esquilinus und gewährte einen grofsartigen und regelmäfsigen Anblick. Es war

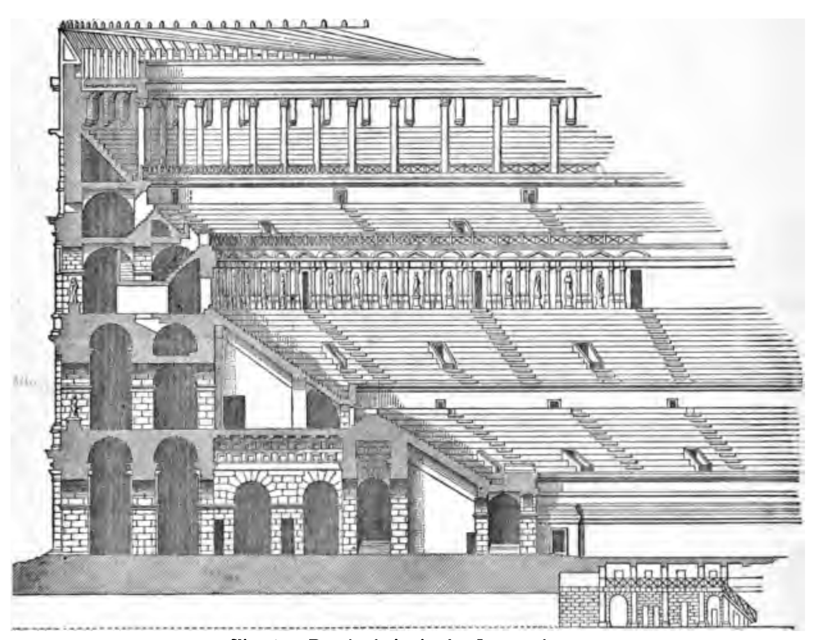


Fig. 65. Durchschnitt in der Längsachse.

150 Fufs hoch und umfafste 87 000 Sitze und 15 000 Stehplätze. Die längere Achse betrug 188, die kleinere 156 Meter, die gröfsere der Arena 84, und die kürzere 54 Meter; unter ihr lagen die Behälter für Tiere und Menschen.

Die Fassade des Colosseums, von der wir einen Teil in Fig. 64 wiedergeben, war 50 Meter hoch und umfafste

vier Stockwerke; die ersteren drei waren in Bogenwölbung und mit dorischen, ionischen und korinthischen Säulen geschmückt; die vierte zeigte ein Mauerwerk mit rechtwinkligen Fenstern, ebenfalls mit korinthischen Wandpfeilern ausgestattet Jedes der drei unteren Stockwerke hatte achtzig Säulen und ebensoviele Bogenwölbungen, das vierte Stockwerk vierzig Fenster. Die Korridore waren gewölbt und durch steinerne Treppen miteinander verbunden; aus den Korridoren gelangte

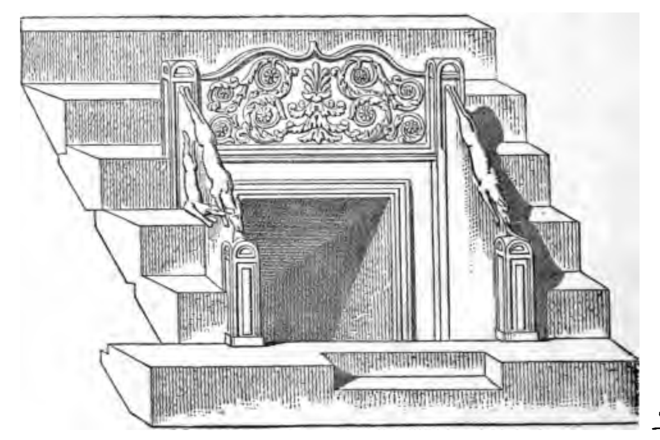


Fig. 66. Vomitorium des Amphiteatrum Flavianum.

man hinaus in den terrassenförmig aufsteigenden Zuschauerraum. Oberhalb der Arena lag das Podium, eine erhöhte Galerie, hoch genug, um die Zuschauer vor etwaigen Angriffen der wilden Tiere zu schützen. Es umfafste bestimmte Plätze für den Kaiser, die Senatoren, die obersten Magistrate, die Vestalinnen, den Festveranstalter und andere Personen vornehmen Standes. Die Sitzreihen waren in Abteilungen geteilt, einem Keile oder umgekehrten Dreieck ähnlich, dessen Spitze also nach unten ging. Treppen bildeten die Linien dieser

Keile, deren Ein- und Ausgänge Vomitoria hiefsen. Die Plätze, von wo aus man am besten sehen konnte, lagen am äufseren Ende der kleinen Achse der Arena; dort waren auch die Eingänge für die kaiserliche Familie und den Festveranstalter.

Gebäude solcher Ausdehnung empfingen infolge ihrer Bauart die Regenmassen in solchem Überflufs, dafs sie einen leichten und gut geordneten Abflufs erforderten. An den Gurten des obersten Stockwerkes waren Stangen für ein Zelttuch angebracht, welches über den ganzen innern Raum gegen die Sonne ausgespannt werden konnte. Seine bunten Felder gossen dann einen farbigen Schimmer über das Innere des Gebäudes.

Die Gladiatoren, welche im Amphitheater auftraten, waren Sklaven oder Kriegsgefangene, welche die siegreichen Feldherren zur Verherrlichung ihres Triumphs aus drei Erdteilen mit nach Rom brachten, es waren Verbrecher, welche zu diesem Handwerk verurteilt waren, in der Kaiserzeit auch Freiwillige, für welche die prachtvollen Waffen und Gewänder, der Beifall, welcher ihnen zu teil wurde, und die gute Belohnung eine grofse Anziehungskraft hatten. Manchen mochte auch in der Welthauptstadt die Verzweiflung über unnütz vergeudetes Leben und Gut und die Sorge um die Existenz in die Fechterschule treiben.

Mit Ausgang der Republik gab es nämlich besondere Schulen, in denen die Gladiatoren bei sorgfältiger Diät und harter Zucht für die öffentlichen Spiele herangebildet wurden. Unter diesen Schulen von einer Art militärischer Organisation waren neben Rom die von Capua, Verona, Praeneste, Ravenna und Pompeji die bekanntesten. Es dienten solche Gladiatoren-Kasernen aber auch den Zwecken der Spekulation.

„Deine Gladiatoren schlagen sich, wie ich höre,

wundervoll," schreibt Cicero an seinen Freund Atticus. „Hättest du sie vermieten wollen, du würdest durch die letzten zwei Spiele den Preis wieder herausgeschlagen haben." Das Gewerbe war einträglich, wenn auch die

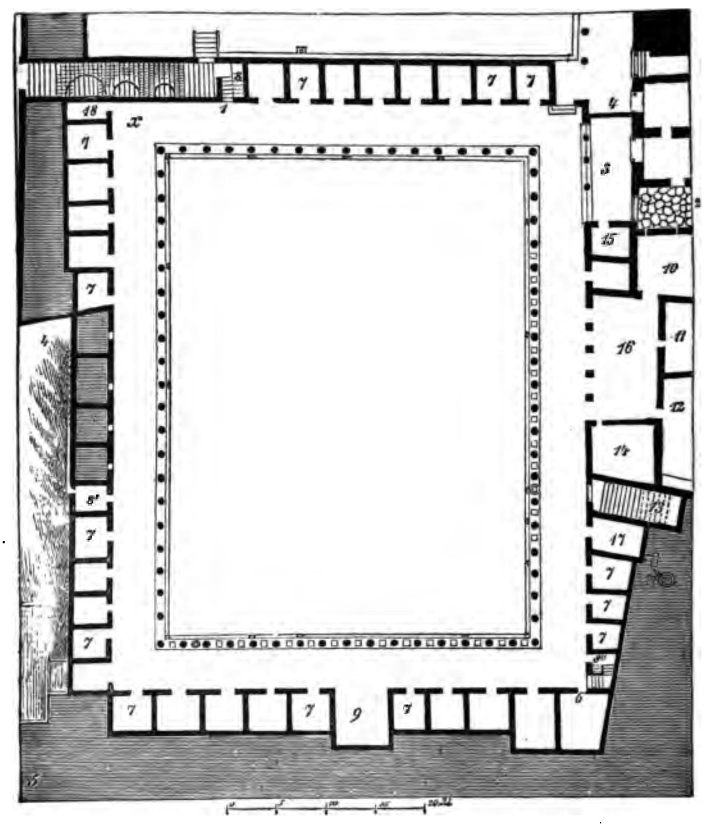


Fig. 67. Gladiatorenkaserne in Pompeji.

Leute, die es betrieben, in nicht grofsem Ansehen standen. Solche Gladiatorenschulen waren teils in kommunalem, teils in privatem Besitz, die älteste ist die des Aurelius Scaurus aus dem Jahre 105 v. Chr. Die gröfseren

Schulen umfafsten eine Anzahl von Gebäuden. Die zu Pompeji bildete einen oblongen freien Platz von 173 Fufs Länge und 139 Fufs Breite und wurde von 74 dorischen Säulen, von denen noch 70 stehen, und auf den vier Seiten von Reihen kleiner 10—12 Fufs haltender Zellen in zwei Stockwerken umgeben. Die einzelnen Gemächer,



Fig. 68. Gladiator Baton.

wahrscheinlich 66, waren fensterlos. In Rom, wo im Besitz der Kaiser immer an 2000 Fechter gewesen zu sein scheinen, gab es vier kaiserliche Fechterschulen. Sie lagen im Halbkreise um das Amphitheatrum Flavianum herum. Auch an verschiedenen Orten in den Provinzen wurden Fechterschulen von den Kaisern unterhalten.

In diesen Schulen oder Kasernen wurden die Fechter streng gehalten und bewacht, und diejenigen, denen man wenig traute, scheinen auch zeitweilig in Schliefseisen gelegen zu haben, wenigstens befanden sich unter den in der Fechterschule von Pompeji gefundenen 63 Skeletten auch einzelne gefesselt; diese Unglücklichen waren von dem langsam fallenden Aschenregen lebendig begraben. Spartacus und seine Genossen entflohen bekanntlich aus der Schule zu Capua, nachdem sie die Wächter überwältigt hatten. Zeigten die Fechter bei ihren Übungen Furcht, so wurden sie mit Peitschenhieben und glühendem Eisen zum Kampfe angetrieben. Sie übten sich anfangs mit Stockrappieren an einem Strohmanne oder Pfahl Fig. 68.

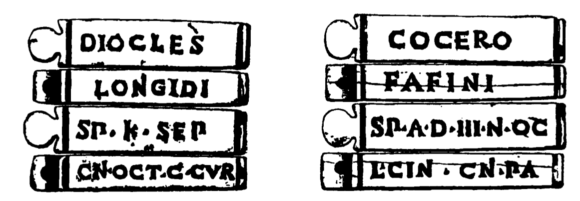


Fig. 69. Gladiatoren-Täfelchen.

Hatten sie aber ihr erstes Debüt glücklich bestanden, so erhielten sie ein wahrscheinlich am Halse zu tragendes Täfelchen — tessera — mit ihrem Namen und dem Datum ihres Auftretens. Die uns erhaltenen Marken gehören der Zeit von Sulla bis auf Claudius an. Diese so Geschulten sahen mit Stolz auf ihr Gewerbe und zeigten die kühnste Todesverachtung; die freiwillig Eintretenden hatten schwören müssen, sich mit Ruten hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen töten lassen zu wollen.

Hatten die festgebenden Magistrate zu einem bestimmten Preise die Gladiatoren gemietet, so galt es, durch die Zeitung, durch Plakate an öffentlichen Gebäuden, Mauern und Säulen das Festspiel bekannt zu

machen.*) Da gab es geräuschvolle Vorbereitungen, die Waffen wurden geschliffen. Es erhielten die Fechter auch einen köstlichen Schmaus, der oft genug für viele die Henkermahlzeit wurde. Manche von ihnen schwelgten, ohne an den nächsten Morgen zu denken; Christen, die ihres Glaubens wegen zum Kampf verurteilt waren, feierten das letzte Liebesmahl.

Am Festtage hielten sie durch die Stadt in ihrer glänzenden Rüstung einen Aufzug bis ins Amphitheater. Auch in der Arena erfolgte ein feierlicher Umzug. Kamen sie an der Loge des Kaisers vorbei, so erscholl wohl der Ruf: Heil dir, Kaiser, auf dem Wege zum Tode grüfsen wir dich!

Nach den Waffen, in denen sie sich übten, zerfielen die Fechter in verschiedene Familien. Da sehen wir die Retiarii, die am wenigsten geachtete Klasse. Sie trugen eine einfache Tunica, einen Lederärmel am linken Arm, in der Hand aber einen harpunenartigen Dreizack und ein Netz, welches sie dem Gegner über den Kopf zu werfen trachteten, um ihn dann mit der Gabel anzugreifen. Die Secutores, die mit den ersten zu kämpfen hatten, trugen Schild und Schwert und waren so benannt, weil sie gewöhnlich den Retiarii zum Kampf nachsetzten. Die Murmillonen trugen den gallischen Helm, auf welchem ein Fischbild statt des Helmbusches sich befand. Mit den Gladiatoren, die man aus fremden Ländern mitbrachte, wurden auch ihre Waffen und Kampfarten eingeführt. Die sogenannten Samniten, Fechter in der Rüstung der

---

*) Eine derartige Bekanntmachung zu Pompeji lautet: qua dies patientur, Suettii Certi aedilis familia gladiatoria pugnabit pridie Kal. Jun. Venatio et vela erunt. d. i.: Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatorenfamilie des Ädilen Suettius Certius am 31. Mai fechten. Es wird eine Tierhetze sein und ein Zeltdach ausgespannt werden.

samnitischen Soldaten, trugen einen siebartig durchbrochenen Visierhelm mit Federbusch, einen Langschild und eine Schiene am linken Bein. Die sogenannten Thraker erschienen in den Waffen der eingeborenen Thraker; sie führten ein sichelartig gekrümmtes Dolchmesser, den kleinen thracischen Schild und Beinschienen,



Fig. 70. Retiarius.

und erwarteten den Gegner gewöhnlich in kauernder oder knieender Stellung. Derselbe Caligula, den wir im Cirkus haben auftreten sehen, focht auch als Thraker mit scharfen Waffen. Ferner seien genannt Fechter mit einem Schuppenärmel am rechten Arm und fast gar nicht durchlöchertem Helme, rundem Schilde und einer Lanze;

sie safsen auf ungezäumten numidischen Rossen. Aufserdem gab es noch die sogenannten Hoplomachi in schwerer Rüstung, die Dimachaeri mit zwei kurzen Messern, die Essedarii, welche von britischen Streitwagen herab kämpften, deren Gespanne von einem neben dem Kämpfer stehenden Lenker gezügelt wurden. So traten die Fechter in den verschiedensten Rüstungen und Waffen auf.





Fig. 71. Kämpfende Gladiatoren

Während sich nun der Veranstalter der Spiele die Waffen zur Prüfung vorlegen liefs, gab es, wie es scheint, nach dem Takte der Musik eine Art Vorspiel mit stumpfen Waffen, meist der Samniten und Thraker, welche die Hiebe des Gegners mit Blitzesschnelle parierten. Dann begann der Kampf auf Leben und Tod unter dem düstern Schall der Tuba, dem Schmettern der Trompeten und den Tönen der Pfeifen und Hörner. Mit einem Stabe

zeichnete der Fechtmeister Kreise in den Sand, welche die kämpfenden Paare, Fechter verschiedener Waffengattung, nicht überschreiten durften. Die Fechtmeister überreichten ihnen auch die blanken Waffen, die bald

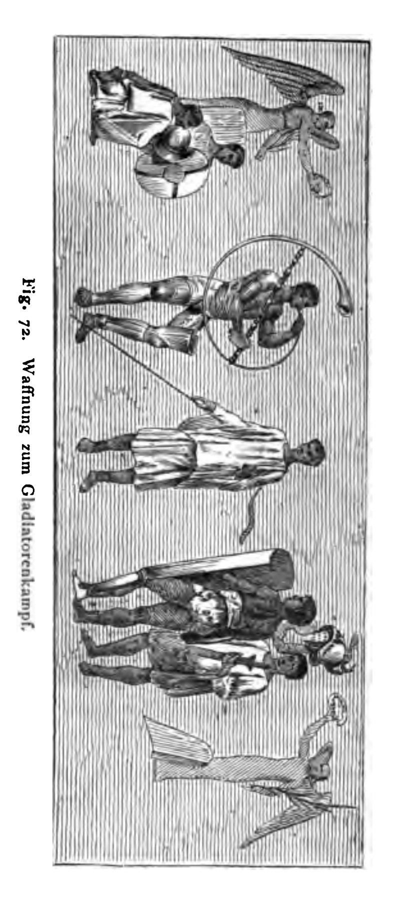


Fig. 72. Waffnung zum Gladiatorenkampf.

zum Hieb, bald zum Stich ausholend die Luft durchkreuzten. Freudengeschrei erscholl dann durch das ganze Theater und nur selten, wie unter der Regierung des Kaisers M. Antoninus, blieb es beim einfachen Rappier-

gefecht. Die Römer, denen jeder Begriff der Menschenrechte fremd war, liebten eben das blutige Schauspiel zu sehr und verlangten im Amphitheater mehr als bloſse Spielerei mit den Waffen. Rasendes Beifallsgebrüll durchbrauste den weiten Raum, wenn durch einen glücklichen Hieb eine Verwundung des Gegners sichtbar wurde; nicht selten verbiſs dieser den Schmerz und kämpfte weiter so lange er eben konnte.



Fig. 73. Samnit und Thraker.

In der älteren Zeit entschied der Festgeber darüber, ob der Besiegte nun getötet oder verschont wurde, später wurde es der Laune des Volkes überlassen, ob ihm Pardon oder der Todesstoſs gegeben werden sollte. „Den Gladiatoren ist es erlaubt,“ schreibt Seneca, „des Volkes Mitleid zu rühren.“ Der Verwundete bat durch Erheben des Zeigefingers um Gnade, und das Publikum gewährte sie, indem es die geschlossene Hand mit eingezogenem Daumen zeigte; es versagte dieselbe, indem es die Hand offen ausstreckte. Gab der Kaiser die

Spiele, so schaute der um Gnade Flehende nach der Loge des Kaisers hinauf. Erfolgte dann keine Begnadigung, so schnitt der Sieger dem Besiegten die Kehle ab und empfing selbst Palme und Kränze, oft auch noch in der Arena vom Festgeber Schalen mit Goldstücken. Häufig aber wurde dem Sieger durch das Los noch ein zweiter Gegner bestellt.

In der gröfstmöglichen Standhaftigkeit der Gladiatoren erblickte man das Ideal männlichen Ausharrens in Schmerz und Unglück. „Wenn du," fragt Cicero unwillig, „in Sparta die Knaben, in Olympia die Jünglinge, in der Arena die Barbaren die schwersten Schläge erleiden und schweigend ertragen siehst, wirst du dann wie ein Weib gleich aufschreien, wenn dich ein Schmerz quält? Die Faustkämpfer, welche durch die Kampfriemen geschunden sind, schreien nicht einmal auf, sie, denen ein Sieg bei den olympischen Spielen nichts Geringeres dünkt als unseren Vorfahren das Consulat! Welche Wunden ertragen die Fechter! Ziehen sie nicht eine Verwundung dem schimpflichen Leben vor? Wie oft sieht man, dafs sie nichts lieber wollen als ihrem Herrn, dem Festgeber, oder den Zuschauern gefallen! Sie schicken schon halbtot zu ihren Herren und lassen sich nach deren Wünschen erkundigen und sind bereit zu sterben. Welcher mittelmäfsige Fechter hat je geseufzt, welcher jemals eine Miene verzogen? Ist jemals einer in schimpflicher Weise niedergesunken? Wer hat, am Boden liegend, den Nacken eingezogen, wenn er den Todesstofs empfangen sollte? So viel vermag die Übung, die praktische Vorbereitung, die Gewöhnung. So lange Verurteilte mit dem Schwerte kämpften auf Leben und Tod, gab es jedenfalls, wenn auch nicht für das Ohr, doch für das Auge keine bessere Lehre zur Ertragung von Schmerz und Tod!"

Sieg und Niederlage wechselten unter verwünschen-

den und ermunternden Ausrufen der Zuschauer, die mit der gröfsten Spannung den einzelnen Fechterpaaren folgten. Schon unter Cäsar traten 320 Paare auf. Die Zahl hat in den verschiedenen Zeiten sehr geschwankt. Augustus verordnete im Jahre 22 v. Chr., dafs die Prätoren nur zweimal jährlich Fechterspiele geben sollten und beschränkte die Zahl der Paare auf 60, später stieg sie wieder auf hunderte. Selbst Trajan, einer der ausgezeichnetsten römischen Kaiser, liefs in vier Monaten 10000 Fechter auftreten und machte sich dadurch nicht wenig beim Volke beliebt. Ebenfalls grofsartig waren bisweilen die Schauspiele der Magistrate. Oft verlangte das Publikum von den Kaisern das Auftreten berühmter Fechter aus den kaiserlichen Schulen, wohin nach glücklichen Feldzügen eine grofse Zahl von Kriegsgefangenen abgeliefert wurde. Ja selbst Frauen haben in der Arena gekämpft. So suchte man auf das widernatürlichste die Nerven der Zuschauermenge zu reizen, und bekannte Fechter wurden nicht weniger populär als die Jockeys im Cirkus.

Die oft noch zuckenden Leichname wurden fortgeschafft und von Leuten, die als Mercur und Charon verkleidet waren, in Empfang genommen und durch das „Thor der Todesgöttin“ in die Leichenkammer gebracht; die Schwerverwundeten wurden entweder getötet oder gepflegt.

Ein ausgedienter Gladiator pflegte wohl mit einem Stockrappier als Zeichen seiner Meisterschaft entlassen zu werden. Er widmete sich fortan friedlichen Geschäften und konnte selten zur Rückkehr auf die Arena veranlafst werden. Darauf spielt Horaz an, wenn er sagt: Mich, den hinlänglich Erprobten und mit dem Fechterstabe Beschenkten suchst du wieder in die alte Fechterschule einzuschliefsen? Weder Alter noch Sinn ist mir

wie früher; Vejanius hat seine Waffen an die Pfosten des Herkulestempels aufgehängt und lebt zurückgezogen auf dem Lande, um nicht von neuem wieder vom Rande der Arena aus das Volk um Gnade bitten zu müssen. Der Kaiser Tiberius zahlte einmal einem Ausgedienten



Fig. 74. Grabmal des Scaurus.

für ein nochmaliges Auftreten 100 000 Sesterzen; andere traten auch wohl als Fechtlehrer wieder auf.

Von der Hauptstadt aus hat sich diese Liebhaberei an Fechterspielen fast über das ganze römische Reich verbreitet, über europäische, asiatische und afrikanische Provinzen; Griechenland hat am längsten widerstanden. Auch mehrere spätere griechische Schriftsteller heben mit

Recht das Nichthellenische der Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen hervor, deren grausiges Unwesen von Rom aus trotz des anfänglichen Widerstrebens der Besseren mehr und mehr sich über die griechische Welt verbreitet hat. Bei der allgemeinen Schwärmerei für solche Spiele begreifen wir es denn auch, dafs auf Lampen, auf Gefäfsen und anderen Geräten sich eine Menge Abbildungen von Fechtern fand; am häufigsten sind sie wie die Tierhetzen an Grabmonumenten zur Darstellung gekommen.



Fig. 75. Beinschienen, Armberge und Galerus.

Auch den Vätern der christlichen Kirche hielt es schwer, gegen eine solche Barbarei anzukämpfen, die von der Mehrzahl der Kaiser begünstigt war. Nero liefs die Arena statt mit Sand mit Goldstaub bestreuen und künstliche Regen von Parfümerieen über die Zuschauer ergiefsen. Die Kirche ermöglichte es, dafs der erste christliche Kaiser die Kämpfe im Jahre 325 verbot, doch bald war das Gebot wieder vergessen. Im Jahre 404 fanden beim Triumph des Kaisers Honorius über die Goten Gladiatorenspiele statt, und 523 sah Rom nach dem Berichte Kassiodors das letzte derartige Schauspiel.

Das Amphitheater wurde auch der Schauplatz für die Tierhetzen, welche dem Geschmacke der Römer nicht weniger entsprachen als die Fechterspiele.

Ihren Ursprung mag man vielleicht erkennen in den Triumphzügen siegreich heimkehrender Feldherren, die neben den gefangenen Königen und erbeuteten Kostbarkeiten die seltenen Tiere Asiens und Afrikas mitbrachten. Und während noch in dem tarentinischen Kriege die Römer die Elephanten des Pyrrhus aus Unkenntnis lukanische Ochsen nannten, haben sie im Verlauf nicht allzu langer Zeit, seitdem jedes neu eroberte Land seine seltensten und wildesten Tiere nach Rom senden mufste, Tiere kennen gelernt und auf der Arena gesehen, die wir heute nur in wenigen Exemplaren in den gröfseren zoologischen Gärten finden. „Wie das Nilpferd aussieht," sagt Dio, „haben schon viele beschrieben, noch mehr Leute aber gesehen." Zahme und wilde Tiere wurden zum Kampfe abgerichtet und nur wenige Stimmen haben sich gegen solche Kämpfe erhoben. So schreibt Cicero: „Welches Vergnügen kann es für einen gebildeten Mann sein, wenn entweder ein schwacher Mensch von einer starken Bestie zerrissen wird, oder der Jagdspiefs ein stattliches Tier durchbohrt!"

Wurden diese Tierhetzen auch anfangs in einem Teile des Cirkus abgehalten, seit der Erbauung des Amphitheaters galt dessen Arena geeigneter für diese Volksbelustigung, welche häufig die Einleitung zu den Gladiatorenspielen bildete. Staunen aber müssen wir über die seltsamen und zahllosen Tiere, die man zur Befriedigung der Schaulust des Publikums auftreten liefs. Woher aber bekamen die Amphitheater, die kaiserlichen Zwinger und Tiergärten diese Bestien? Es waren die Statthalter in den asiatischen und afrikanischen Provinzen, welche die Beschaffung übernahmen und sie zu liefern

im stande waren, da ja die Unterthanen gegen hohe Belohnungen gern sich auf das Einfangen der Tiere einliefsen, säuberten sie doch von ihnen das Land und gewannen Boden für den Ackerbau. Tausende von Jägern lagen den gefährlichsten Jagden ob, die Elephanten- und Löwenjagd aber war ein kaiserliches Vorrecht.

Aufserdem gab es besondere Kaufleute, die den Ankauf und unter kolossalen Anstalten und Kosten den Transport der Tiere für die Arena nach Rom vermittelten. Sie handelten mit Löwen, Panthern und Leoparden, und bei den Werften am römischen Marsfelde befanden sich Käfige, wo die wilden Tiere nach ihrer Ausschiffung vorläufig aufbewahrt wurden. Welche bunte Menge von Tieren gab es in der Welthauptstadt! Unter Gordian dem Dritten waren 32 Elephanten, 10 Elentiere, 10 Tiger, 60 zahme Löwen, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Rhinoceros, 1 Hippopotamos, 10 Giraffen, 20 wilde Esel und 40 wilde Pferde in den kaiserlichen Menagerieen und wurden im Jahre 248 zu den tausendjährigen Säkularspielen verwendet. Aemilius Scaurus führte zum erstenmale 5 Krokodile und 1 Hippopotamos vor. Sulla liefs im Jahre 93 mehr als 100 Löwen im Cirkus frei herumlaufen, die ihm vom Könige Bocchus von Mauretanien geschenkt waren; afrikanische Bogenschützen erlegten sie. Pompejus soll nach Plinius das erste Rhinoceros, Cäsar die erste Giraffe nach Rom geführt haben; den ersten Tiger, dessen Fang dem Varro noch als eine Unmöglichkeit galt, sah Rom im Jahre 11 v. Chr. Am meisten waren Löwen, Panther und Bären an der Tagesordnung. Schon im Jahre 169 waren 63 Löwen und 40 Bären in Rom zu sehen. Pompejus liefs in fünf Tagen 17 Elephanten, 500 oder 600 Löwen, 400 Panther auftreten. Augustus hatte an der unzähligen Menge und unbekannten Gestalt der Tiere grofse Freude. Gordian errichtete im

Cirkus einen Kunstwald für 200 Edelhirsche, 30 wilde Schafe, 10 Elentiere, 100 cyprische Stiere, 300 Straufse, 150 Wildschweine, 200 Steinböcke und 200 Hirschkühe. Der Kaiser Severus liefs im Jahre 202 die Arena in die Gestalt eines Schiffes umformen, das plötzlich auseinander fiel und Tiere in buntem Gewimmel zeigte. An den 26 Schauspielen, welche Augustus gab, wurden allein von afrikanischen Tieren etwa 3500 erlegt. Und als Titus das Amphitheater einweihte und ein Fest von hundert Tagen feierte, wurden an einem Tage 5000 wilde Tiere vorgeführt und nicht weniger als 9000 wilde und zahme Tiere getötet. Es mag nicht zu viel behauptet sein, dafs man mit den Tieren, die oft für ein Fest in Rom zusammengebracht wurden, auch unter der Voraussetzung, dafs die Zahlenangaben häufig übertrieben sind, alle heutigen zoologischen Gärten Europas versehen könnte. Und welche Summen hat die Versorgung und Instandhaltung dieser Zwinger verschlungen!

Nach der gewöhnlichen Annahme war es im Jahre 186, wo der Besieger Ätoliens, M. Fulvius Nobilior, die erste Tierhetze mit zahlreichen Panthern und Löwen veranstaltete, ein Schauspiel, das, wie Livius meint, dem der kaiserlichen Zeit um nicht viel zurückgestanden haben mag. Nach Seneca hat Pompejus zuerst Elephanten gegen verurteilte Verbrecher kämpfen lassen. Er sagt: „Der erste Mann des Staats und wie die Geschichte gelehrt, ein Mann von ausgezeichneter Güte, hat es für ein denkwürdiges Schauspiel gehalten, auf eine aufserordentliche Weise Menschen zu vernichten. Sie kämpften wohl auf Leben und Tod? Nicht genug. Wurden sie zerrissen? Nicht genug. Sie wurden durch die ungeheure Last der Bestien zermalmt.“

Die Aufführungen im Amphitheater waren entweder Kämpfe der Tiere untereinander, oder sie trugen den

Charakter von Tierzähmungskünsten oder den von Jagden.

Es bedarf wohl keiner ausführlichen Schilderung der Scenen, wie die wilden Bestien wutschnaubend zu einem Kampf untereinander hervorstürzen, zu dem sie noch durch Anschlagen an eherne Becken gereizt werden, wie ein helles Ave den siegreichen Löwen begrüfst, der selbst blutend den Leib des gegen ihn gehetzten Genossen zerfleischt! Wozu sollen wir unserem empörten Gefühl zuwider des weiteren ausführen, wie die Tiere sich verwunden und töten, wie endlich die Arena mit einer Menge sterbender Tiere bedeckt ist, und nur noch wenige übrig sind, welche Lust zu neuem Kampfe haben! Nach der Überlieferung der Alten zeigten sich in Rom schon Tierbändiger, welche die wildesten Tiere sich unterthänig machten und sie zu dem zwangen, was ihrer Natur am meisten zuwider war: wilde Stiere stehen auf den Hinterfüfsen, dem Löwen steckt sein Herr die Hand in den Rachen, auf Befehl des Äthiopiers legt der Elephant sich aufs Knie oder tanzt. Am empörendsten für unser Gefühl ist nun doch vor allem der Kampf der Menschen mit diesen Bestien, und dennoch drängten sich die Leute dazu, weil sie, wie Tertullian sagt, sich schöner dünkten, wenn sie Narben von Bissen wilder Tiere trugen.

Diesem Kampfe unterzogen sich die in der Schule herangebildeten eigentlichen Bestiarii, welche mit einfacher Tunica bekleidet waren; sie führten eine Lanze und ein Schwert und kämpften mit Hunden von guter Rasse gegen Tiere, die man durch allerlei Reizmittel noch wütender gemacht hatte. Andere liefen auch ganz nackt mitten durch die Tiere allerart, bald kämpfend, bald fliehend. Es waren auch hier entweder dazu verurteilte Verbrecher oder Kriegsgefangene, oder wie gesagt Freiwillige gegen Sold.

Der Diktator Cäsar zeigte den Römern zuerst den Stierkampf, und dieser Kampf ist es gewesen, der, thessalischen Ursprungs, bei den Geschichtschreibern der Kaiserzeit als ein aufserordentliches Schauspiel für die Römer erwähnt wird. Der Kaiser Commodus tötete an einem Tage fünf Nilpferde, er erlegte von sicherem Standpunkte aus einen Panther, als dieser gerade einen Tierbändiger gepackt hatte. Als Herkules gekleidet, schofs er mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit die mannigfaltigsten Tiere durch Pfeile und Wurfspiefse. Er erlegte u. a. mit Wurfspiefsen, die vorn in eine halbmondförmige Schneide ausliefen, im Amphitheater vorüberjagende Straufse. Einmal wurden gegen 100 Löwen losgelassen, und sie alle er-

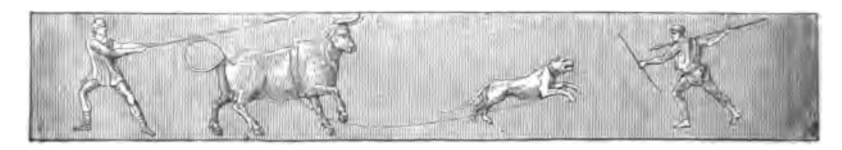


Fig. 76. Übung eines Bestiarius.

lagen den Geschossen des von geschütztem Platze aus zielenden kaiserlichen Schützen.

An dem Grabmal des Scaurus sehen wir einen Bären und Stier zusammengebunden. Das Publikum erfreut sich an dem Kampf beider, dem die Lanze des Bestiarius schliefslich ein Ende macht. Grausiger noch waren alle solche Vorstellungen, wenn sie nachts bei Fackelbeleuchtung stattfanden.

Die entmenschte Menge, nicht etwa der müfsige Pöbel der Hauptstadt, sondern alle Stände, Geschlechter und Altersstufen fanden Unterhaltung an solchen Schauspielen, welche bis in die späteste Zeit stattgefunden haben. Und wie handelten einzelne Kaiser? Bei einem Feste zur Zeit des Kaisers Caligula fehlte es an Ver-

urteilten zum Kampfe mit den Bestien. Da befahl der Kaiser, die Leute, welche gerade an den Schranken der Arena standen, zu greifen und den Tieren vorzuwerfen, ihnen aber zuvor die Zungen auszuschneiden, damit sie weder schreien noch ihn verwünschen könnten. Derselbe Kaiser fütterte die zum Tierkampf bereit gehaltenen Tiere, weil ihm anderes Fleisch zu teuer war, mit Verbrechern. Der Kaiser Constantin, welcher besiegte Bructerer den wilden Tieren vorwarf, wurde von seinen Lobrednern gepriesen, dafs er die massenhafte Vernichtung der Feinde zur Ergötzung des Volkes benutzte.

Im Cirkus wie im Amphitheater wurden die Pausen durch Vorstellungen von Seiltänzern, Gauklern und Equilibristen ausgefüllt. Die Heimat dieser Wagehälse mit beweglichem, geschmeidigem Körper und der Hexenmeister scheint Griechenland und Unter-Italien gewesen zu sein. Und die Griechen wieder waren Schüler ägyptischer und indischer Meister gewesen. Der Schein des Wunderbaren übte schon im Altertume eine grofse Anziehungskraft auf die versammelte Menge.

Auf jenen Wegen, die, wie ein römisches Rätsel sagt, schmaler sind als das Fufsblatt selbst, steigen die Seiltänzer hinauf und herab, teils mit, teils ohne Balancierstange. In der Kaiserzeit durfte aber in allen diesen halsbrecherischen Künsten, wenn das Volk an den Produktionen solcher Künstler Gefallen finden sollte, nicht Alltägliches, sondern wahrhaft Wunderbares geleistet werden. Um die abgestumpfte und übersättigte Schaulust der Römer zu reizen, mufste selbst der Elephant Seiltänzer werden. Galba hatte sie als Prätor an dem Feste der Flora, welches seit dem Jahre 183 v. Chr. ein stehendes geworden ist, eingeführt. Und was that Nero an den Spielen, die er zu Ehren seiner von ihm er-

mordeten Mutter veranstaltete? Das Seil, an welchem der Elephant herabsteigen mufste, war an dem höchsten Schwibbogen des Amphitheaters befestigt, und ein Ritter von altem Geschlecht mufste auf dem Rücken des Tieres sitzen.

Unter den späteren Kaisern stolzierten die Künstler statt auf Seilen gar auf blofsen Fäden von Darmsaiten. Von der Stadt Cyzikus in der Provinz Mysien ist in dem Jahre 217 unter der Regierung des Kaisers Caracalla eine Münze geschlagen, auf welcher Seiltänzer in Ausübung ihrer Kunst begriffen abgebildet werden. Auch



Fig. 77. Seiltänzer.

die Menschenpyramide ist schon ein den Alten bekanntes Kunststückchen. Wir hören von Künstlern, welche mit Fufszehen und Muskeln der Fufsblätter alles vollbrachten, was sonst die Hände bewirkten. Eine grofse Anzahl Bälle flog regelmäfsig ab und zurück, und die Zuschauer bewunderten die Kunst der Ballspieler. Von der Kunst dieser Jongleurs sagt ein Dichter jener Zeit:

„Fliegenden Ball mit beweglichem Fufs vermag er zu schnellen,
Handdienst leistet der Fufs, das Ballspiel lustig betreibend.
Bäll' auf Bäll' entfliegen des Oberarms kräftigen Muskeln,
Kehren zurück, in Scharen des Leibes Glieder berührend.
So viel Glieder, so viel entwachsen auch Hände den Gliedern.
Damit erfafst er die Kugeln, im Rückschwung schnellt sie beflügelnd.
Alle gelehrig dem Meister."

Dazu kamen die Taschenspieler, deren Kunst als eine für die damalige Zeit recht grofsartige angesehen werden mufs. Sie verschlucken schon ihre Schwerter und Dolche, fressen Eisen, speien Feuer, springen durch Flammen- und Feuerkreise und was es des Wunderbaren noch mehr giebt. Und in Rom mögen Leute aufgetreten sein, welche gewifs gleiche Kunststücke zeigen konnten, wie jener, der sich einst in Athen sehen liefs, und von dem (nach dem Sophisten Alkiphron) ein heimkehrender



Fig. 78. Jongleur.

Bauer erzählt: „Da trat auch einer auf dem Theater hervor, der setzte ein dreifüfsiges Tischchen vor sich mit drei kleinen Näpfchen. Unter diesen verbarg er kleine weifse, runde Steinchen, wie wir sie am Rande der Bäche finden. Anfangs deckte er über jedes ein Schüsselchen, dann zeigte er sie uns alle zusammen unter einem und bald waren sie alle verschwunden, und im Augenblicke hatte er sie im Munde und schlang sie hinab. Jetzt stellte er die, welche ihm am nächsten standen, vor sich hin und zog die Kügelchen dem einen aus den Nasen-

löchern, dem andern aus den Ohren, dem dritten aus dem Kopfe hervor, und sogleich waren sie alle wieder verschwunden." Der Bauer setzt hinzu: „Das ist der ärgste Diebsgesell, der es mit dem berüchtigtsten Gauner aufnehmen könnte. Möge mir nie eine solche Bestie auf meinen Bauernhof kommen. Dann könnte ich sagen: Gute Nacht, Haus- und Ackergerät."

Das hauptstädtische Publikum lief einmal bei der Aufführung der Hecyra des Terenz aus dem Theater weg, um den Produktionen eines berühmten Seiltänzers zuzuschauen. Auf unserer Fig. 78 sehen wir einen Gaukler, zu dessen linker Seite ein abgerichteter Affe sitzt; auf der anderen Seite klettert ein Hund eine Leiter hinan.

Das römische Amphitheater war so eingerichtet, dafs die Arena zum Kampf von Robben, Nilpferden und Krokodilen gegeneinander auch unter Wasser gesetzt werden konnte. Hier oder auf eigenen Bassins wurden Seegefechte — Naumachieen — ausgeführt, an denen dreifsig und mehr Schiffe teilnahmen. Man führte oft Darstellungen von historisch berühmten Seeschlachten auf, wie die Seegefechte der Griechen und Perser oder wie unter der Regierung des Titus ein Gefecht zwischen Korinthern und Korkyräern, welches uns an die Kämpfe vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges erinnert. Die Aufführungen erfolgten im Kostüm jener Zeit. Schon Cäsar hatte auf dem Marsfelde einen See graben lassen, auf welchem eine tyrische Flotte gegen eine ägyptische kämpfte. Im Jahre 2 v. Chr. gab der Kaiser Augustus ein Seekampfschauspiel in einem auf dem jenseitigen Tiberufer unter dem Janiculum gegrabenen See, welcher 1800 Fufs lang und 1200 Fufs breit war. Die grofsartigste Naumachie liefs aber Claudius im Jahre 52 auf

dem etwa 13 deutsche Meilen östlich von Rom entfernten Fucinersee (jetzt Lago di Celano) aufführen, worüber uns verschiedene allerdings zum Teil widersprechende Überlieferungen vorliegen.

Dieser See war Jahrhunderte lang der ganzen Gegend, welche von grofser landschaftlicher Schönheit ist, durch seine Überschwemmungen verderbenbringend gewesen. Die Bitten der Umwohnenden um Abhilfe hatten in der Hauptstadt kein Gehör gefunden, bis Claudius ein Unternehmen wagte, das durch seine ungeheure Schwierigkeit und Kostspieligkeit in seiner Art einzig dasteht. Zu den denkwürdigen Unternehmungen dieses Kaisers darf ich, so sagt der ältere Plinius, ein Werk rechnen, welches leider durch die gehässige Gesinnung seines Nachfolgers gegen ihn aufgegeben ist, nämlich die Durchgrabung des Berges zur Ablassung des Fucinersees (in den Liris — Garigliano —), worauf ganz unglaubliche Geldmittel und eine ungeheure Menge von Arbeitern eine lange Reihe von Jahren hindurch verwendet wurden. Es mufsten zu diesem Zwecke Wasseransammlungen da, wo der Berg aus Erde bestand, durch Maschinen in die Höhe gehoben oder es mufste das Felsgestein durchhauen und Arbeiten im Innern des Felsgebirges in der Finsternis ausgeführt werden, von denen sich niemand, der sie nicht selbst gesehen, eine Vorstellung machen kann und die jeder Schilderung durch Worte spotten.

Als nun die Eröffnung dieses grofsartigen Werks bevorstand, liefs der Kaiser ein Fest veranstalten, dessen Hauptteil ein Seegefecht sein sollte, wie es bislang noch nicht gesehen war. Wenn wir dem Berichte des Tacitus im zwölften Buche seiner Annalen folgen dürfen, so rüstete der Kaiser drei- und vierrudrige Kriegsschiffe mit 9000 Mann aus und besetzte den Umkreis des Sees mit Flöfsen, damit die flüchtenden Schiffe nicht allzuweiten

Spielraum zum Fluchtrückzug hätten, wobei jedoch der Umkreis genügenden Raum umfafste, um die Kraft der Rudermannschaft, die Kunst der Steuerleute, die Gewaltangriffe der Fahrzeuge, und was sonst bei einem Seetreffen vorzukommen pflegt, zeigen zu können. Auf den Flöfsen standen Manipeln und Reiter der Garde aufgestellt, mit Schanztürmen vor sich, von denen das Geschütz der Ballisten und Katapulten spielen konnte. Den übrigen Teil des Sees nahmen Marinesoldaten auf Verdeckschiffen ein. Die Uferhügel und die Höhenzüge der Berge füllte amphitheatralisch eine unzählige Menschenmasse, welche von den benachbarten Municipalstädten, teilweise auch aus der Hauptstadt aus Schaulust oder Huldigung für den Kaiser zusammengeströmt war. Dieser selbst im strahlenden Imperatormantel und ihm zur Seite Agrippina in golddurchwirkter Chlamys führten den Vorsitz.

Ein silberner Triton, der aus dem Wasser auftauchte, gab das Zeichen zum Anfang. Gekämpft wurde, obgleich die Kämpfenden schuldige Verbrecher waren, mit dem Mute tapferer Männer, und nachdem viele Verwundungen vorgekommen waren, wurde ihnen der Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung erlassen.

Diese Festlichkeit, bei der die Anzahl der bewaffneten Kämpfer nach der einen Quelle 19000 betrug, sollte durch ein grofses vom Kaiser gegebenes Festmahl im Freien beschlossen werden und ein besonderer Pavillon an der Einmündung des Emissars die kaiserliche Familie und die geladenen Gäste fassen. Jedoch infolge eines bei dem Bau gemachten Fehlers, dem erst durch eine Vertiefung des Abzugskanals abgeholfen werden konnte, fand die Schlufsfeier erst später statt. Und selbst damals war der Kanal nicht tief genug angelegt. Der zu heftige Strom zerstörte einen Teil der hölzernen

Festbauten und erfüllte alles mit Schrecken; der Kaiser und sein Hof gerieten in Lebensgefahr.

In der späteren Zeit gab es in Rom wahrscheinlich zwei ständige Naumachieen, die erwähnte des Augustus und die des Domitian unter dem Vatican. Dieser See hatte eine solche Ausdehnung, dafs die Zahl der Schiffe, welche vor dem zuschauenden Publikum manövrierten, der wirklichen und regelmäfsigen Flotte gleichkam. — Die ganze Strecke zwischen dem Vatikan und der Engelsburg hat im Mittelalter den Namen Naumachie behalten.

Hatten schon im letzten Jahrhunderte der Republik höhere und niedere Beamte nach der Gunst des Volkes durch Schaustellungen und sinnliche Genüsse gehascht, so war es vollends in der Kaiserzeit geradezu ein Hauptstück der Regierungskunst geworden, das Volk in den mannigfaltigsten und glänzendsten Spielen an den zahlreichen Festtagen zu beschäftigen, deren es unter Marc. Aurelius vermutlich 135, um die Mitte des vierten Jahrhunderts 175 gab, von denen 10 mit Fechterspielen, 64 im Cirkus, 101 im Theater begangen wurden. —



X.

Römische Festspiele und ihr Charakter.

Wir haben in den beiden voraufgegangenen Bildern die im öffentlichen Leben der Römer wichtigen Spiele kennen gelernt, welche aus religiösen Gründen eingeführt und teils griechischen, teils etruskischen Ursprunges, in der Kaiserzeit am glänzendsten gefeiert sind, Spiele, die nicht wie bei den Griechen auf eine harmonische Ausbildung von Körper und Geist abzielten, sondern die Sache professioneller Abrichtung geworden waren.

Die Spiele waren nun entweder feststehende und festbestimmte oder aufserordentliche, bei besonderen Veranlassungen besonders gelobte. Sie wurden entweder bei etwaigen dem Staate drohenden Gefahren von dem zeitigen Staatsoberhaupt gelobt, um die zürnende Gottheit durch die erheiternden Spiele milder zu stimmen, oder vom Senate angeordnet für glücklich vom Staate oder Kaiser abgewandte Gefahren oder auch wegen glücklicher Ereignisse, deren sich die Kaiser zu erfreuen

gehabt hatten. Gar häufig sind diese aufserordentlichen Spiele in jährlich wiederkehrende übergegangen.

Der Festkalender enthielt während des Freistaats sieben jährliche Staatsspiele, welche zusammen 66 Tage dauerten. Sie werden zwar häufig genannt, aber eine genaue Kenntnis derselben im einzelnen fehlt uns; sie bestanden in gymnischen, scenischen und musikalischen Aufführungen, einzelne hatten auch mysteriöse Ceremonieen aufzuweisen. Bei allen begegnen wir den Ädilen, welche die Vorbereitungen zu denselben zu treffen, die öffentlichen Plätze zu schmücken, die Zuschauerplätze anzuordnen und die Ordnung bei den Spielen zu überwachen hatten.

Die Kaiser fügten zu Ehren verschiedener Gottheiten neue Feste hinzu, an denen die Spiele nicht fehlen durften in jenen grofsartigen Bauwerken, welche wir kennen gelernt haben. Die ins Unendliche gehenden Kosten waren unvermeidlich geworden; die Magistrate, welche sich bei der Bewerbung um ein höheres Amt durch Prachtentfaltung und Verschwendung überboten, hatten sich oft finanziell ruiniert und suchten später in den Provinzen ihre Taschen wieder zu füllen. Anderen Beamten war es als eine amtliche Pflicht aufgebürdet, dem Volke seine Lieblingskurzweil zu verschaffen. Die Aristokratie wurde so bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit besteuert zu gunsten des Proletariats. War es da zu verwundern, dafs mancher tüchtige Mann, wenn er nicht vom Kaiser oder von begüterten Freunden unterstützt wurde, gar nicht um die Prätur oder das Consulat sich bewerben konnte oder seine Magistratur lieber wieder aufgab als einem sicheren Bankerotte entgegengehen wollte! Das Consulat schien für die reichsten, nicht für die tüchtigsten bestimmt zu sein. Für die Masse des Volkes war der Cirkus Tempel, Wohnort, Versammlungsplatz und

Ziel aller Wünsche. Ich glaube, sagt Cicero in der Rede für Sextius, dafs es keine Zeit giebt, wo das Volk zahlreicher beisammen ist als während der Fechterspiele, sonst weder bei einer Volksversammlung noch bei irgend einem Wahlakte.

Und welche Unsummen wurden für die Spiele verschwendet! Nach einer Urkunde aus dem Jahre 51 n. Chr. waren ausgeworfen für die römischen Spiele 165 000 M., für die plebejischen 130 000 M., für die apollinarischen 82 000 M., für die neugestifteten augustalischen 2175 M. Wie grofs aber die Zuschüsse der festgebenden Beamten waren, bleibt unberechenbar. Der bekannte Demagog Milo opferte bei seiner Bewerbung um ein Consulat dreimal sein Vermögen für Spiele, und ein Senatsbeschlufs vom Jahre 27 n. Chr. bestimmte, dafs derjenige, welcher ein Fechterspiel geben wollte, im Besitze von 400 000 Sesterzen sein sollte.

Nirgends fällt das Urteil über das römische Volk ungünstiger aus, als wenn man seine steigende Leidenschaft für die Spiele vom moralischen und ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet. Das Volk erscheint gewissermafsen als der Souverän, für dessen Vergnügen zu sorgen die Pflicht der Regierung ist. Dieselbe Regierung, welche für die regelmäfsige Getreideverteilung an den grofsen Haufen sorgt, mufste auch die Sorge für die Unterhaltung desselben übernehmen. Zwei Dinge begehrt das römische Volk jetzt leidenschaftlich, sagt Juvenal, Brot und Spiele. Der Gedanke an die Spiele beschäftigte die Bevölkerung fast fortwährend, ein grofser Teil des Jahres verlief in Festen, diese bildeten ein Hauptthema der Unterhaltung, sie waren ein Gegenstand der Wetten. Wie noch jetzt die Wettsucht der Engländer jedes Spiel und jeden Vorgang im Leben zum Gegenstand einer Wette macht und die Wette selbst zu einer neuen Wette

zu machen weifs, so war auch hauptsächlich der römische Cirkus der Ort der Wetten. In Pracht und Grofsartigkeit der dem Volke gegebenen Feste haben die besten Kaiser mit den schlechtesten gewetteifert, nur Tiberius gab überhaupt keine Spiele und zeigte dadurch seine gründliche Verachtung des Pöbels. Dagegen hatte Titus ein Fest von 80 Tagen, Trajan im Jahre 106 ein solches von 123 Tagen gegeben. Dieselbe Arena, in der im Jahre 64 ein Kampf zu Lande auf eine Seeschlacht folgte, wurde von neuem überschwemmt, um auf dem Wasser ein üppiges Gastmahl zu feiern. Fechterspiele und Tierhetzen häuften sich, die Feste galten um so glänzender, je mehr Menschenleben sie gekostet hatten, und Martial, ein Lobredner der Regierung Domitians, sagt, dafs die Leistungen der Tierkämpfer die Thaten des Herkules überträfen. Die Menschenschlächterei in den rasch aufeinander folgenden Kriegen, die Macht der Gewohnheit, welche allmählich ihre unwiderstehliche Gewalt übte, die blendende und berauschende Grofsartigkeit und Pracht in der Ausstattung der Spiele nicht weniger als die Auffassung der Römer von einer berechtigten und unberechtigten Hälfte der Menschheit erklären uns vielleicht einigermafsen die Vorliebe für dieses Schauspiel.

Das Zusammensein bei den Spielen, hervorgerufen durch das Interesse, welches das männliche wie das weibliche Geschlecht an dieser Augenweide bezeugte, gab Veranlassung zu Rendezvous. Ovid findet darin eine vortreffliche Gelegenheit zur Anknüpfung zarter Verhältnisse. „Wer den Wunden zuschaut, sagt er, hat oft schon selbst eine Wunde erhalten. Indem er mit seiner Nachbarin plaudert und ihre Hand berührt, sich das Programm etwa ausbittet und einen Wettpreis setzend fragt, welcher von den zwei Fechtern siegen wird, seufzt er verwundet und fühlt Cupidos beflügelten Pfeil.“

Oft folgte noch auf das Spiel ein Göttermahl, eine Bewirtung und Beschenkung des Volkes. Wem es aber von den Festspielgebern darauf ankam, noch etwas ganz besonderes zu bieten, der liefs die Bäder unentgeltlich öffnen, liefs Efswaren und Früchte unter das Volk werfen oder auch Marken, worin der Empfänger eine Anweisung auf allerhand Gegenstände erhielt.

Der den Spielen mit Leidenschaft ergebene Nero stiftete im Jahre 60 aus Vorliebe für griechische Sitte und Einrichtung noch ein Schauspiel, nach ihm die Neroneen genannt, bei welchem musische, gymnastische und ritterliche Kämpfe vorkamen. Sie sollten alle fünf Jahre wiederkehren, gingen aber vermutlich schon früh ganz ein. Für edlere Interessen blieb bei der Leidenschaft des römischen Publikums für Rennpferde und Fechter wenig Raum. Nur wenige wichen von der allgemeinen Denkweise und Anschauung ab, noch wenigere sprachen ihre entgegengesetzte Ansicht offen aus.

Unter den nicht jährlich gefeierten Festspielen nehmen die säcularischen Spiele die erste Stelle ein. Die Einführung derselben ist unbekannt, schwankend war auch die Auffassung von der Dauer eines Saeculum; nach etruskischer Weise wurde es zu 110 Jahren gerechnet. Durch die Feier dieser Spiele meinte man der beständigen Herrschaft über Italien und der damit verbundenen Vorteile teilhaftig zu sein und zu bleiben. Die Feier dauerte drei Tage und drei Nächte; Augustus hatte im Jahre 17 infolge des unsittlichen Treibens die Teilnahme der Jünglinge und Jungfrauen verboten und ihnen nur gestattet, unter der Obhut älterer Verwandten mitzufeiern. Bei der tausendjährigen Jubelfeier im Jahre 248 legte sich das Volk drei Nächte nicht zur Ruhe.

Nach der Auskunft der sibyllinischen Bücher wurden Ausrufer durch ganz Italien geschickt, das grofse Fest zu

verkünden, zu dem man sich durch Gebete und Opfer vorbereitete. Die Festlichkeiten begannen auch hier mit einem Aufzuge, dann folgten Cirkusspiele und Tiergefechte. Den Beschlufs der eigentlichen Festlichkeit machte am dritten Tage der grofse Festgesang, welcher von einem Doppelchor von Knaben und Mädchen im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge abgesungen wurde. Im Jahre 17 veranstaltete Augustus dieses Fest und wufste dadurch, dafs er den Horaz beauftragte, das Festlied zu dichten, dem Feste ein bleibendes Andenken zu sichern. Das Carmen Saeculare lautet:

Knaben und Mädchen.

Phöbus, du Waldbeherrscherin auch, Diana,
Strahlenschmuck am Himmel! o, stets verehrbar,
Stets verehrt auch, was am heil'gen
Feste wir flehen.

Da der Schicksalsspruch der Sibylla mahnte:
Auserkorne Mädchen und keusche Knaben
Sollen euch Schutzgöttern der sieben Hügel
Singen ein Loblied.

Knaben.

Sonnengott, Allnährer, defs heller Wagen
Tag erschafft und birgt, der du gleich und anders
Stets erscheinst, o könntest du gröfs'res niemals
Schauen, als Roma.

Mädchen.

Du, die sorgsam reife Geburt zu Tag bringt,
Jlithya, sanfte, die Mütter schütz' uns,
Ob du gern Lucina dich nennst, ob gerne
Muttergehilfin.

Göttin, lafs' Nachkommen uns blüh'n und segne,
Was die Väter über der Frau'n Vermählung
Eingeführt und jenes Gesetz, das fruchtbar
Zeuget den Nachwuchs.

Knaben und Mädchen.

Dafs nach elfmal zehen umkreisten Jahren
Feste Zeit dir Spiel und Gesang erneue,
Die wir durch drei festliche Tag' und holde
Nächte dir feiern.

Ihr sodann, wahrsingende Schicksalsschwestern,
Was ihr einmal sprachet und was der Ausgang
Streng bewahrt, o füget zum schon Verlebten
Glückliche Zukunft.

Tellus, reich an Früchten und reich an Herden,
Schmücke Ceres' Stirne mit Ährenkränzen,
Nahrung auch bring Jupiters Luft und Regen
Ihrem Erzeugnis.

Knaben.

Gnadenreich und gütig verbirg den Bogen
Und erhör' uns flehende Knaben, Phöbus!

Mädchen.

Sternenglanz, zweihörnige Göttin, höre
Luna, die Mädchen.

Knaben und Mädchen.

Ward die Gründung Roma's von euch beschlossen,
Hat ein Troerheer am Etruskerstrande,
Auf Befehl Hausgötter und Stadt vertauschend,
Glücklich gelandet,

Dem aus Troja's Flammen dereinst gefahrlos
Held Aeneas, übrig dem Sturz der Heimat,
Freien Durchzug bahnet', um mehr zu geben,
Als sie verlassen:

Sittenreinheit, Götter, verleiht der Jugend;
Götter, gebt dem friedlichen Alter Ruhe,
Gebet Anseh'n Romulus' Volk und Nachwuchs,
Jegliche Zier auch.

Was von euch er flehet mit weifsen Rindern,
Venus' und Anchises' erlauchter Spröfsling,
Nehm' er hin, vorragend dem Feind im Kampfe,
Mild dem Bezwung'nen.

Knaben.

Seinen Arm, allmächtig in Meer und Landen,
Fürchtet schon der Meder und Alba's Beile:
Seines Ausspruchs wartet der Scyth' und, jüngst noch
Trotzig, der Inder.

Mädchen.

Treue schon und Frieden und Ehr' und alte
Scheu und längst vergessene Tugend wagen
Wieder heimzukehren und reiche Spende
Strömt aus dem Füllhorn.

Knaben.

Phöbus, hell im Glanze des Köchers strahlend,
Augur er und Liebling der neuen Camenen,
Welcher durch heilbringende Kunst die matten
Glieder erquicket:

Wann er huldvoll schaut die geweihten Höhen,
Wird er Roms Wohlfahrt und Latinermacht zum
Nächsten Lustrum stets und auf immer bessre
Zeiten verlängern.

Mädchen.

Sie auch, die auf Algidus thront, Diana,
Und auf Aventinus, erhör' der fünfzehn
Männer Fleh'n und wolle der Kinder Bitten
Gnädig Gehör leih'n.

Chor.

Dafs mich Zeus erhör' und die Götter alle,
Diese frohe, diese gewisse Hoffnung
Bring ich heim, wohlkundiger Chor in Phöbus'
Preis und Diana's.

Wie alle römischen Schau- und Festspiele zur Ehre einzelner Götter aufgeführt wurden, so wurden die säcularischen Spiele anfänglich dem Pluto und der Proserpina, später mehreren Gottheiten zu Ehren gefeiert. Musik ist den Göttern nach der Auffassung der Römer angenehm, sie ist deshalb geradezu ein notwendiges Erfordernis im

ältesten römischen Ritus. Bei Festzügen und Triumphen nicht weniger als bei Leichenzügen war Musik unentbehrlich; dasselbe gilt auch von einem der ältesten römischen Feste, dem am 21. April unter ausgelassener Freude gefeierten Stiftungstage der Stadt Rom, dem Feste der Parilia oder Palilia. Dann ertönte die ganze Stadt von Blasinstrumenten, Cimbeln und Pauken.

Die ersten Tage des Jahres waren bis in die spätesten Zeiten Festtage, die eingeleitet wurden durch das etwa seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. gefeierte Neujahrsfest. Es war teils religiösen, teils religiöspolitischen Charakters und wurde ursprünglich an dem kürzesten Tage des Jahres gefeiert als das Fest der Wintersonnenwende.

Am Neujahrsmorgen beeilt sich der Römer zunächst die Mitglieder der eigenen Familie und die Hausgenossen zu beglückwünschen, wobei er sich bemüht, nur Worte von guter Vorbedeutung zu gebrauchen. Mit dem frühesten Morgen, wenn kaum die Sonne aufgegangen, beginnt dann auch in den Strafsen der Hauptstadt das regste Leben, die Leute eilen vorbei in Festkleidern, um ihren hohen Gönnern und Patronen mit dem gewöhnlichen Morgengrufs ehrfurchtsvolle Wünsche für das fernere Wohl darzubringen, oder ihre Verwandten und Freunde beim Morgenbesuche zu beglückwünschen und zu beschenken. Auch die in amtlichen Verhältnissen Stehenden verfehlen nicht, ihren Vorgesetzten am Neujahrsmorgen ihre Aufwartung zu machen. Vor den Thüren hochgestellter Würdenträger und Beamten, späterhin auch in den Vorhallen des an diesem Tage herrlich geschmückten kaiserlichen Palastes wimmelt es von Gratulanten aller Stände, von denen manche, denen es nur um das übliche Gegengeschenk, welches am Neujahrsmorgen besonders reich auszufallen pflegt, zu thun ist, sogar dem Kaiser selbst

kleine Geschenke zu überbringen wagen. Alle diese Besuche sind aber kurz.

Es sind meistens Männer, die man am Neujahrsmorgen zur Gratulation mit Geschenken vorbeieilen sieht, doch auch an Frauen fehlt es in diesem bunten Strafsengewimmel nicht. Vor allem aber sehen wir ehrbare Frauen nach dem Tempel wallen, wo die Opferflammen vom arabischen Weihrauch und cilicischen Safran duftend sich in den vergoldeten Decken spiegeln; sie wollen hier ihre Opfer darbringen und sich Heil und Segen für das neue Jahr erflehen. Bei den Männern scheint indessen, was wir in unseren Tagen auch oft beklagen müssen, der Herrendienst dem Gottesdienst vorangegangen zu sein, denn die Besuche an diesem Tage waren eine Pflicht, der sich keiner ohne zu verletzen entziehen zu dürfen glaubte. Trotz dieses lebendigen Treibens herrscht doch auf den Strafsen der über eine Million Einwohner zählenden Stadt eine sonst ganz ungewöhnliche Stille, denn mit Rücksicht darauf, dafs eine einzige Unvorsichtigkeit den Segen des ganzen Jahres bedrohen konnte, enthielt man sich jedes Gezänkes und wüsten Geschreies, jedes Streites und verhängnisvollen Fluches.

Im Gegensatz zu anderen Festtagen, an denen alle alten Kulturvölker in ähnlicher Weise wie die Israeliten nach der mosaischen Gesetzgebung von der Arbeit ausruhten, feierten aber die Römer ihren Neujahrstag nicht durch gänzliche Enthaltung von der Arbeit, sondern es herrschte der allgemeine Brauch, dafs jedermann etwas von seiner täglichen Hantierung vornahm, in dem guten Glauben, dadurch Trägheit und Erfolglosigkeit in der Zukunft von sich fern zu halten. Der Ackerbauer unterzog sich irgend einer Arbeit, der einzelne Handwerker machte sich mit seinem Werkzeug zu schaffen, die

Litteraten erprobten die Gunst der Musen an kleineren schriftstellerischen Produkten u. a.

Glaubte man seiner Pflicht genügt zu haben, so strömte alles zu den Häusern der seit dem Jahre 153 v. Chr. an diesem Tage ihr Amt antretenden Consuln hin, und damit begann die Hauptfeier des ganzen Tages. Dort warteten in der Frühe Senatoren und Ritter, um eingelassen zu werden, und das Volk, um sich der feierlichen Prozession anzuschliefsen. Nach der Gratulationsaufwartung ordnet sich das Volk zur Prozession, welche von einer Schar von Rittern, geschmückt mit einer purpurnen und weifs gestreiften Toga, eröffnet wird, hinter denen die zum Opfer bestimmten weifsen Stiere mit vergoldeten Hörnern geführt werden.

Nach Beendigung der äufserst umständlichen Opferzeremonieen setzt sich der Zug zu einem der gewöhnlich zu Senatssitzungen gebrauchten Tempel in Bewegung, wo die Consuln die Aufrechterhaltung der Gesetze beschwören und wo im übrigen meist religiöse Gegenstände verhandelt werden. Vom Volke und dem Senate werden sie dann nach Hause begleitet, oder es folgte, wie vornehmlich in der späteren Kaiserzeit, als Schlufs der ganzen Feierlichkeit ein grofses von den Consuln auf dem Capitol gegebenes Bankett, bei welchem an die zahlreich aus den Provinzen geladenen Gäste schöne Geschenke, zierliche Schreibtafeln und Notizbücher verteilt wurden. Diese letzteren, Diptycha genannt, bestanden aus zwei elfenbeinernen Deckeln, welche innen mit Wachs überzogen waren, aufsen aber in Gold ausgelegt, Scenen aus dem Leben darstellten oder den Namen und das Bildnis des Consuls trugen. Sie hatten oft einen purpurnen und goldenen Rand.

Es war auch Sitte, dafs die Consuln während der Prozession Geld unter das Volk streuten: damit begann

dann gewöhnlich der Skandal, man schlug sich mit Stöcken und warf mit Steinen, und wer so glücklich war, im Gedränge ein Geldstück zu erhaschen, brachte es sicher nicht als ein Andenken mit nach Hause. Solche Volksbeschenkungen, welche oft einen grofsartigen Charakter angenommen hatten, aber die Ursache von tumultuarischen



Fig. 79. Consular-Diptychon.

Scenen und Schlägereien geworden waren, wurden später wiederholt durch kaiserliche Edikte eingeschränkt. Somit war auch der Antritt des Consulats sehr kostspielig.

In Privatkreisen füllte den übrigen Teil des Tages ein allgemeiner Austausch von Geschenken, welche ebenfalls eine gute Vorbedeutung haben sollten. Sie hiefsen

Strenae und bestanden anfangs aus sehr einfachen Dingen. Schon in den Zeiten der ersten römischen Könige war es ein Zweig vom Lorbeerbaum, dem Symbol der unzerstörbaren Lebensfrische. Dazu kamen allmählich sonstige Kleinigkeiten, wie unsere vergoldeten Nüsse und Äpfel am Weihnachtsfeste, vergoldete Datteln, getrocknete Feigen oder Damascenerpflaumen in spitzen Tüten aus gebranntem Thon, Honigscheiben und andere Süfsigkeiten. Auch die Kuchenbäcker lieferten für solche Neujahrsgeschenke ihre Beiträge aus Honigteig in tausenderlei zierlichen Formen.

Infolge des immer höher gestiegenen Luxus wurden von Wohlhabenden aber auch kostbarere Gegenstände beigefügt, auch solche, die zu diesem Tage besonders angefertigt wurden, wie zierliche Lampen mit einer dem Tage entsprechenden Glückwunschaufschrift u. dgl. Einen grofsen Teil dieser Gegenstände kaufte man auf der Sigillarmesse, einem Bilder- und Puppenmarkt, der zehn Tage vor dem Neujahrsfest abgehalten wurde und sich an die Saturnalien, jenes früher erwähnte allgemein gefeierte Freudenfest, anschlofs. Auch ein Geldstück gehörte zu diesen „Süfsigkeiten“, und zwar in der älteren Zeit ein As, die römische Kupfermünze; allein auch hierin war später die alte Einfachheit gewichen, denn ein Dichter aus dem Ende der Republik sagt: „Eine bessere Vorbedeutung liegt jetzt im Golde, und besiegt ist die alte Münze der neuern gewichen.“ Meistenteils aber erschienen diese Geschenke von einem Täfelchen oder Pergamentstreifen begleitet, der in einem Distichon eine auf den Gegenstand bezügliche Devise enthielt, und in allen Buchhandlungen fand man dergleichen von Gelegenheitsdichtern verfafste Neujahrsdistichen in grofser Menge zur Auswahl vor. Es geschah aber auch, dafs man eine Karte mit einer solchen Devise und dem Namen

eines verschenkbaren Gegenstandes beschrieben allein übersandte, doch wird dies nur als ein an unsere heutigen Neujahrskarten erinnernder Scherz stattgefunden haben, oder aus dem Grunde, den der mehrfach erwähnte Martial angiebt:

Schenken auch kannst du dem Freund die Disticha statt des Geschenkes,
Wenn dir so dünn, wie mir, ist in der Börse das Geld.

Wie die hohen Staatsbeamten auf Kosten der Consuln speisten, so wurde auch in Privatfamilien der Neujahrstag mit einem fröhlichen Gelage beschlossen, bei dem es oft sehr ausgelassen herging. In einer Einladung des Horaz an den Mäcenas heifst es:

Dieser Tag, ein Fest mit des Jahres Umkehr
Soll den Kork ablösen, den festverpichten,
Jenem Krug, der Rauch seit dem Consul Tullus
Trinken gelernt hat.

Nimm, Mäcenas, nimm der Pokale hundert
Auf des Freund's Wohlgeh'n und die Fackeln lasse
Bis zum Tag fortleuchten; entfernt sei aller
Lärmen und Hader.

Der Gebrauch der Strenae hat sich bekanntlich noch in Paris erhalten, wo die Bezeichnung für solche Neujahrsgeschenke — étrennes — an den altitalischen Ursprung erinnert.

Den Römern und uns Deutschen gilt der zweite September als ein wichtiger patriotischer Gedenktag.

„Jetzt lafst uns trinken, jetzt mit freiem Fufs
Den Boden stampfen: jetzt ist es hohe Zeit,
Der Götter Polster auszuschmücken
Mit saliarischem Mahl, Genossen!“

So jubelt Horaz in der 37. Ode des ersten Buches und fordert zur Freude und Fröhlichkeit auf, als die

Nachricht nach Rom gekommen, dafs am zweiten September des Jahres 31. v. Chr. bei Actium Octavians entscheidender Sieg den Westen vor dem aufstrebenden Osten gerettet und das römische Kaiserreich begründet hatte. Wurde auch nach diesem Siege noch eine Zeitlang weiter gestritten, es hatte dieser Tag gezeigt, wer in der zivilisierten alten Welt die politische Führung übernehmen sollte.

Bei jenem Vorgebirge am Eingange des ambrakischen Meerbusens, wo ein Tempel des Apollo der religiöse Mittelpunkt aller Akarnanier war, entstand Nikopolis, die Siegesstadt, bei der später zur Erinnerung an den Sieg Kampfspiele, Wagenrennen und Seegefechte dem Apollo

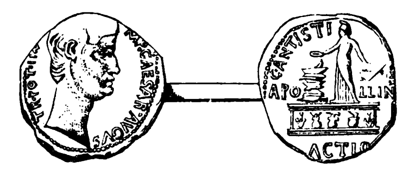


Fig. 80. Münze zur Erinnerung an den Sieg bei Actium.

zu Ehren gefeiert wurden. Das Festspiel wurde dem Cyklus der vier grofsen heiligen Spiele Griechenlands als fünftes hinzugefügt und sollte alle vier Jahre gefeiert werden. Auch in der Hauptstadt Rom feierte auf Veranlassung des Senats alt und jung diesen Tag durch Spiele, die für die Wohlfahrt des Kaisers gelobt waren. Ihr Andenken hat sich auch durch Münzen erhalten, auf deren einer Seite der Kaiser Augustus, und der anderen Apollo in langem Gewande mit der Lyra an einem Altar steht.

Mehr als in einer Beziehung läfst sich der Gedenktag von Actium mit dem Tage von Sedan vergleichen. Auch nach dieser siegreichen Schlacht wurde noch weiter gekämpft, doch war durch den Sieg der Deutschen das